P.O. germ.
1593 n

[.] Germ.
[.]593 m.

<36700297350013

<36700297350013

Bayer. Staatsbibliothek

Seite 242.

Die Unschuld siegte

Graf Ortur der Grausame;

Ritter Alfred und Isabella,

oder

die geretteten Heidenopfer;

das Gottes-Gericht.

Drei
Erzählungen aus den Tagen der Vorzeit

von

G. Ch. F. Wiedemann,
Verfasser Horsts des Ritters mit der blauen Binde.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg und Leipzig.
Verlag der Buchhandlung C. H. Zeh.
1827.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Graf
Ortur der Grausame
und
Gunibert der Rosenritter.

Eine
Rittergeschichte aus Norwegens Vorzeit.

Erster Abschnitt.

Der Frühling hatte des Winters starres Eiskleid abgestreift, der Bach floß wieder kosend und murmelnd durch Norwegs neu beblümten Fluren hin, die Buche streckte frisch grünend ihr Haupt bis in die Wolken hinauf und der Vogel sang des Frühlings Weihe.

Dort wo das Meer seine schäumenden Wogen gegen den Mönchsberg spielt, erhob sich, westwärts von der Stadt Bergen, und südwärts der Insel Farre, eine gute Strecke landeinwärts, eine stattliche Burg, in welcher der edle und mächtige Swartur mit seinen beiden lieblichen Töchtern, Jolanta und Eighilde, hauste. Hatte je die Natur einen Rittersmann mit männlicher Schönheit und Kraft geziert, so that sie es bei Swartur; sein Speer

hatte, als noch die Jugendkraft seinen Arm stählte, manchen kühnen Fechter zu Boden gestreckt, und mit der nordischen Fechtart gut bekannt, hatte er oft im Holmgang den Preis errungen. Jetzt zwar war sein Arm entnervt, sein Haar gebleicht, aber dennoch zeigte er noch Ueberreste von Muth und ehemaliger Tapferkeit, und seine Tugenden erhoben ihn weit und breit, so daß mancher norwegische Scalde seine Thaten und seine Gerechtigkeitsliebe besang.

Aber nicht allein ihm tönte die Leier, nicht allein er stand ausgezeichnet unter seinen Nachbarn, auch um seine beiden Töchter wurde manche Lanze gebrochen, manches Gelübde gethan, manche ritterliche Fahrt angetreten und manches Liebeslied auf sie, von edlen Scalden gesungen.

Jolanta, die ältere Tochter, zählte ihren zwanzigsten Frühling, eine schlanke Norwegerin; umwallt war ihr Kopf von schwarzen Lokken, welche einen melancholischen Anstrich auf ihre etwas bleiche Gesichtsfarbe warfen, ein tiefdunkles braunes Auge, einen rosigen Mund, und etwas Ernstes und Majestätisches in ihren Handlungen, machte sie aber nicht minder liebenswürdig, als ihre jüngere Schwester Eighilde, die in

blendender Schönheit tändelnd und schäckernd, nur frohes Leben um sich her verbreitete; aber war Eighilde durch ihre Unbefangenheit reizender, so gewann Jolanta durch ihr Betragen wieder an Achtung, und so hielten beide Schwestern immer ein Gleichgewicht, welches nur dann und wann auf Augenblicke vermindert werden konnte.

Eben jetzt saß Eighilde vor der väterlichen Burg, am Saume des Waldes, auf dem mit tausend Blumen geschmückten Rosenteppich; sie hatte ihr Saitenspiel mit sich genommen und berührte mit ihren Rosenfingern die Saiten, indem sie mit melodischer Stimme dazu sang:

Der Frühling schmückte Flur und Hain,
Es schmolz des Baches Eis,
Es strahlet heller Sonnenschein,
Verschwunden ist das Eis.

Es blühen tausend Blümchen hold
Auf Wiesen, Au und Flur,
Es malt den Thau das Sonnengold,
Und Perlen trägt die Flur.

Da zieht ein Rittersmann hinaus,
In schöner Frühlingszeit,

Bestehet manchen Kampf und Strauß,
Freut sich der schönen Zeit.

Von hoher Burg, vom Schloßaltan
Winkt ihm des Fräuleins Blick,
D'rob freuet sich der Rittersmann,
Und feurig flammt sein Blick.

Und kommst du wieder, Frühlingszeit,
Ist's Fräulein eine Braut,
Dann küßt im schönsten Gallakleid
Der Jüngling seine Braut.

„Es ist doch entsetzlich, wenn man so eingeschlossen ist, wie wir!“ seufzte Eighilde: „Wo man das ganze Jahr, wenn kein Turnier gehalten wird, gar keinen ehrlichen Rittersmann zu Gesicht bekommt, da ziehen unsre Fanten, wenn sie eine Fahrt beginnen, alle nach Süddeutschland oder in andere entfernte Länder, und nur dann und wann läßt sich ein fahrender Ritter sehen, den der Ruhm von Nordlands Thaten zu uns lockt.“

Vor ungefähr einem Jahre war auch auf der Burg ein junger Rittersmann eingetroffen, Namens Gunibert, und an ihn dachte Eighilde noch immer zurück; er war aber auch ein herrlicher Jüngling, lange goldne Locken wall-

ten über den goldgetriebenen Panzer hin, ein Antlitz so schön als kühn, ein tiefdunkles blizzendes Auge und eine Seelenruhe, die über seine Gestalt hingegossen war, machte ihn zu einem vollendeten Ideal. War es da ein Wunder, wenn Eighilde in ihrer einsamen Burg einige Neigung zu dem Ritter empfand?

Eben dachte sie an ihn und bog lustwandelnd um die Ecke des Waldes; Gott! wie erstaunte Eighilde nicht, als auf dem Moosteppig der schöne Jüngling ausgestreckt lag! Neben ihm lag sein Helm, sein Roß war an einen Baum gebunden und auf dessen Sattel saß des Ritters Falke, der bei Eighildens Annäherung kosend auf die Jungfrau zuflog.

Eighilde stand lange vor Gunibert; dann pflückte sie ein kleines Blumensträußchen und legte es, sammt einem rosenfarbenen Band, womit sie die Blumen gebunden hatte, in des Ritters Helm, dann aber flog sie wie ein Pfeil in das Schloß zurück, fest überzeugt, daß der Ritter dort auch einsprechen werde, sobald er vom Schlaf erwache.

Bei ihrer Ankunft im Schlosse traf sie schon Alles in großer Bewegung an, fremde Rosse

wurden abgezäumt und in die Ställe gebracht, Mundschenken und Köche liefen auf und nieder, und auf der breiten steinernen Treppe kam ihr schon ihr Vater entgegen und erzählte ihr mit allen Zeichen der Freude, daß Graf Ortur, ein Sprößling aus einem der ältesten Stämme Nordlands, in seine Burg gastlich eingekehrt sei.

Aber statt daß diese Nachricht auch Eighilden mit Freude erfüllen sollte, erweckte sie gerade bei ihr das Gegentheil; sie hatte schon oft von Ortur gehört, und nie hatte dieser Ritter eines guten Lebenswandels gepflogen, sondern nur allzu oft sein Schwert zu unrühmlichen Thaten, oft dem Laster schützend, hergeliehen.

„Graf Ortur,“ begann sie, indem sie sich zu ihrem Vater wandte, „ist bei Euch eingesprochen und Ihr seid über seinen Besuch so erfreut. O Vater! Ihr wüßt es ja nur zu gut, welche schwarze Thaten dieser Ritter schon verübte; seid auf Eurer Huth, denn wahrlich mir ahndet es, daß nichts edles ihn auf unsere Burg führt.“

„Thörichtes Mädchen!“ entgegnete Swartur: „wie kannst Du gleich einem edlen Manne

seine Ehre absprechen und jenen lügenhaften Sagen Gehör geben; weißt Du nicht, daß ein Mann, der auf einer hohen Stufe steht, immer der Verläumdung ausgesetzt ist?“

Eighilde schwieg und folgte ihrem Vater in den Schloßsaal, wo der fremde Gast an Jolantens Seite da saß; er war festlich geschmückt, über einem blauen goldgestickten Wappenrock hatte er einen Purpurmantel umgeworfen, eine weiße Feldbinde, an der das mit Diamanten eingelegte Schwert hing, hatte mit seinem Triko und Parett gleiche Farbe, von letzterem wogten prächtige Straußfedern herab, rothe, mit umgeschlagenen Stulpen und starker Goldstickerei ausgezierte Stiefeln bedeckten den schön geformten männlichen Fuß, seine Gestalt war groß und stark, sein Auge feurig, aber mißtrauisch, sein schwarzes Haar und die buschigten Augenwimpern umdüsterten die sonst hohe Stirne; so mochte ungefähr der Ritter ausgesehen haben, wie der alte Swartur seiner jüngern Tochter den Grafen Ortur vorstellte.

Kaum war Eighilde in das Zimmer getreten, als über des Ritters Wange ein leich-

tes Roth flog, seine Augen funkelten, und indem er sich von seinem Sitze erhob, grüßte er mit sichtbarer Verlegenheit das Fräulein.

Bald war die Tafel aufgetragen, köstlicher Wein funkelte in den Goldpokalen, und so glänzend das Fest auch war, waren doch immer Orturs Augen nur auf das Fräulein Eighilde gerichtet, die mit sichtbarem Widerwillen ihre Begegnung vermied.

Kaum war die Tafel aufgehoben, als man sich in den Schloßgarten verfügte; Graf Ortur bat um Eighildens Arm, das Fräulein konnte ihm denselben mit schicklicher Weise nicht versagen, und so wandelte er mit ihr in den Gängen herum, Alles aufbietend, ihr Liebe für ihn einzuflößen; doch vergebens, Eighilde blieb immer kalt. Da stieg ein schwarzer Plan in seiner Seele empor; nur noch einen gleichgültigen Blick warf er auf das Fräulein, verneigte sich dann zwar mit geziemenden Anstand, aber mit einer gewissen Kälte, und kehrte in den Schloßsaal zurück, wo er von diesem Augenblick an alle Schmeicheleien an Jolanta verschwendete und Eighilden ganz vergessen zu haben schien.

Jolanta hatte von Natur aus einen etwas ehrgeizigen Charakter, es war ihr daher schmeichelhaft sich von dem Grafen auf eine so auffallende Art ausgezeichnet zu sehen und sie erwiederte seine Schmeicheleien mit Freundlichkeit. Dieß konnte Eighilden wohl alles gelassen mit ansehen, denn warum sollte sie ihrer Schwester keinen Buhlen gönnen; aber sie zitterte insgeheim vor einer Leidenschaft die bei ihrer Schwester zu beginnen schien und die der Graf nur allzugut benützte. Endlich war die Nacht hereingebrochen, Swartur geleitete seinen hohen Gast zu Ruhe. Jolanta begab sich tief träumend in ihr Gemach und Eighilde schlich nicht minder bewegt und mit verworrenen Gedanken erfüllt, ihrer Schlafkammer zu; der Mond warf bei ihrem Eintritt gerade einen Schein auf die bemalten runden Glasfenster, und brach in den verschiedenartigen Farbenspiel einer Madonne sein Licht auf seltsame Weise.

Eighilde neigte sich vor dem Bildniß der Gebenedeiten und betete still vor sich nieder, dann aber eröffnete sie das Fenster, um sich zu kühlen, denn wild stürmte ihr Blut da-

hin, und ihr Busen wogte stürmisch empor; immer und immer richteten sich ihre Augen nach der Waldspitze hin, wo sie heute morgen den Ritter Gunibert schlafend entdeckt hatte, warum er nicht auf die Burg kam, so sagte sie zu sich selbst, und in immer hellern Farben stand der Ritter vor ihrer aufgeregten Phantasie.

Während das Fräulein hier am Fenster stand, war Ortur in seinem Gemach mit starken Schritten umhergegangen, in seinem Innern wogte ein Sturm von Leidenschaften und Plänen; da öffnete er die Thüre eines Seitengemachs und rief seinem Schildknappen, der zugleich sein Vertrauen in mancher schlechten That war; er erschien und der Ritter hub folgender Gestalt an;

„Sag' einmal was hältst du von den beiden Fräuleins hier im Schlosse?"

Knappe. Sie sind beide schön, doch die Jüngere hätte bei mir den Vorzug.

Ortur. Ja, bei Gott, sie ist reizend!

Knappe. Herr Graf, ich glaube ihr habt Euer ganzes Herz an sie verloren. Ihr han-

delt daran aber sehr übel, denn das Fräulein scheint Euch zu hassen.

Ortur. Mag seyn, sie muß dennoch die Meinige werden!

Knappe. O ja! es giebt der Mittel sehr viele, wenn Ihr euren Wunsch befriedigen wollt.

Ortur. Und welche, rathe mir, du hast sonst gute Einfälle.

Knappe. Ihr laßt das Schloß anzünden, tragt sie selbst durch die Flammen und bringt sie unverzüglich auf Euer Schloß.

Ortur. Das ist mir für dießmal zu gewaltthätig, überdieß bedürfte ich zu diesem Plan, weit mehr Knechte als ich bei mir habe.

Knappe. Wohl, so veranstaltet bei Euch ein Fest, ladet sie dazu ein, und laßt sie nie wieder zurückkehren.

Ortur. Also Verletzung des Gastrechts, nein, so weit ist Ortur noch nicht gesunken. Da habe ich mir einen ganz andern Plan ausgedacht; was ich beginnen werde, soll dich in Erstaunen setzen. Bei diesen Worten entließ der Ritter seinen Schildknappen und warf sich schlaflos auf das weiche Lager. Wir wollen

ihn jetzt dort über seine schwarzen Pläne brüten lassen und zu dem schönen Ritter zurückkehren, den heute morgen Fräulein Eighilde im Walde schlummernd gefunden hatte.

Gunibert war ein Sprößling eines alt nordischen Stammes und sein Edelmuth wie seine Tugend waren bei der Ritterschaft weit und breit bekannt, auf seinem Schild trug er eine Rose im Wappen, mit der Inschrift: „Tugend trotzt der Vergänglichkeit.“ Durch dieses Wappen erhielt er den Beinamen „der Rosenritter,“ unter welchem er mehr als unter seinem eignen Namen bekannt war; schon seit seinem zwanzigsten Jahre hatte er den goldnen Sporn erhalten und seine ritterlichen Fahrten begonnen, manch' glänzendes Abentheuer bestanden und manch' gekränkte Unschuld beschützt, denn er war schon gar weit in der Welt umhergezogen und war blos jetzt wegen einer sich auferlegten Buse in sein Vaterland zurückgekehrt; er hatte nemlich gelobt bis zu seiner Burg auf keinem Schloße einzusprechen und dieses schwere Gelübde treulich gehalten, die Erde war sein Lager, das Quellwasser sein Getränk und nur wenn er bei ei-

ner niedern Bauernhütte einsprach, ließ er sich so viel Nahrung reichen als er zu seiner weitern Reise nöthig hatte, so war er bis zu jenem Wäld'chen gekommen, wo ihn Eighilde schlafend fand.

Wohl dachte auch er noch an das schöne Fräulein Eighilde zurück, die er vor einem Jahre auf der Burg gesehen hatte und die seine Phantasie mit holden Bildern erfüllte, er würde sehr gern die Burg wieder gastlich betreten haben, hätte ihm nicht sein Gelübde davon abgehalten.

Doch, in welches freudige Erstaunen der Ritter gerieth, als er erwachte, und Blumen und Band in seinem Helm entdeckte, ist keiner Beschreibung fähig, wer anderst konnte mir die Blumen gegeben haben als Eighilde, so sagte er zu sich selbst, und drückte tausend Küße auf das geringe Geschenk. Doch, seines Gelübdes eingedenk, schwang er sich jetzt auf sein Roß und jagte seiner Burg entgegen, sich feierlich bestätigend, sobald er sein Gelübde erfüllt habe, sogleich auf Swarturs Schloß einzukehren.

Des Tages Fackel war verglommen, ein

blendender Strahl schien durch das Schloßfenster in das Gemach, in welchem Eighilde schlief, eben trat die Jungfrau ans Fenster und blickte hinab in den Schloßhof, wo sich schon alles von Knechten und Vasallen regte, Swartur wollte heute zu Ehren seines Gastes einen Tanz veranstalten, bei dem alle seine Freunde der nahen Umgegend Theil nehmen sollten. Der Graf hatte sich herrlich geschmückt und Jolanta trat mit ihm gleich einer Königin auf den Balkon des Schlosses, um die Gäste ankommen zu sehen, welche das Horn des Burgwarts ankündigte.

Bald fanden sich mehrere ritterliche Freunde mit ihren Frauen und Töchtern in dem Saal ein, und es begann das festliche Gelage. Graf Ortur verließ Jolanta keinen Augenblick, mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit beobachtete er jeden ihrer leisesten Wünsche, nur an ihrem Arme schwebte er, gleich einer idealen Heldengestalt, durch die Reihen dahin und ehe noch das Fest beendigt war, hatte er Jolantens Herz ganz gewonnen.

Eighilde hatte an dem allen wenig Theil genommen, sie war nur mit Widerwillen in

den Saal gegangen, und kehrte, sobald es möglich war, in ihr Zimmer zurück, wo ihre Gedanken nur dem fremden Ritter gewidmet waren.

Auf einer mit goldenen Franzen verzierten Bärenhaut lag am folgenden Tage Swartur, da eröffnete sich das Gemach und Graf Ortur trat im auserlesensten Schmucke herein. Nachdem er auf eine ehrerbietige Art den sich jetzt erhebenden Schloßherrn gegrüßt hatte, hub er folgendergestalt an:

„Edler Herr! Ihr werdet verzeihen, daß ich Euch so früh vom Schlummer störe, aber mein Geschäft ist von großer Wichtigkeit, denn es handelt sich um mein ganzes künftiges Glück. Ihr werdet gesehen haben, daß ich am gestrigen Tage nur mit Eurer ältern Tochter allein Umgang pflegte; es gelang mir, ihr Herz zu gewinnen, und so wage ich es denn, Euch um ihre Hand anzusprechen.“

Voll von freudigem Erstaunen hörte Swartur, er hätte keinen größern Wunsch hegen können, als eine Verbindung seines Hauses mit dem mächtigen Grafen Ortur, und so

läßt es sich denn leicht denken, daß es an seiner Einwilligung nicht fehlte.

Bald waren die Anstalten zur Hochzeit bereitet, und dieselbe in der Schloßkapelle vollzogen, dann aber brach Ortur mit seiner jungen Gemahlin auf nach seinen Gütern und bald war Swarturs Schloß leer von den Gästen.

Schon hatten die Bäume ihr Blätterkleid abgestreift, der kalte Nordwind braußte über die Stoppeln hin und verjagte die letzten Spuren des Sommers; da stand Ritter Gunibert auf der Bastei seines Schlosses und spielte nachlässig mit seiner Feldbinde, an die er Eighildens rosenfarbenes Band geheftet hatte. Sein Gelübde war jetzt gelöst, und eben beschloß er auf das Schloß des alten Swarturs zu eilen, als plötzlich der Thurmwächter in's Horn stieß, und nachdem die Zugbrücke niedergerasselt war, kam ein Ritter mit einigen Knechten durch das Thor hereingesprengt.

Es war Ritter Helmfried, Guniberts Jugendfreund, er war in eine Fehde mit einem seiner mächtigsten Nachbarn verwickelt worden, und da er allein zu schwach war gegen ihn zu kämpfen, suchte er Beistand bei Gunibert.

nibert. Wie konnte dieser ihm seine Hülfe versagen? War es nicht seine Pflicht, seinem Freund beizustehen? Er that es auch sehr gerne, nur das Einzige, was ihm mißfiel, war, daß er jetzt nicht auf Swarturs Schloß konnte, und so vielleicht noch eine lange Zeit harren mußte; demohngeachtet gab er seinen Knechten sogleich Befehl sich zu rüsten, und bald zog er selbst, sein Fähnlein anführend, auf die Burg seines Freundes.

Dort war Alles in großer Bewegung, die Feinde hatten schon das Schloß belagert, und nur mit großer Anstrengung gelang es Helmfrieds Knechten sich gegen einen so mächtigen Feind zu halten; welcher Jubel daher bei Guniberts Ankunft im Schlosse war, läßt sich leicht denken, jeder Krieger bekam neuen Muth und dürstete nach Thaten. Helmfried gab auch schon am andern Tage Befehl zu einem Ausfall, wobei sie mit nicht geringer Beute in das Schloß zurückkehrten.

Während Gunibert seinem Freund also treulich beistand, hatte sich in Swarturs Schlosse die größte Trauer verbreitet. Jolanta hatte nämlich nach einem kurzen eheli-

chen Leben das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht.

O wie traurig schlich das sonst so heitere Fräulein Eighilde umher, in langen Trauerflor gehüllt, und mit welchen düsteren Blicken saß ihr Vater im Schloßsaal und schüttelte die weißen Silberlocken! Gegen ihm über hing das Bild seines Ahnherrn, eines mächtigen nordischen Heldens, der noch in jenen dunklen Zeiten des Heidenthums lebte. Es ging eine alte Sage im Schlosse umher, daß, so oft sich ein Todesfall in der Familie ereigne, das Bild des Ahnherrn von der Wand herabfalle, und wirklich hatte sich diese Sage immer bestätigt, nur jetzt hing das Bild fest und unerschütterlich im Saale und blickte recht freundlich nach dem alten Swartur hinüber, der sich lange Zeit seinem Schmerze ganz überließ.

Ein Jahr war hingeflossen und die Zeit hatte auch Swarturs Wunden verharrscht und sein Schmerz sich gemildert. Eighilde hatte auch ihren Flor abgelegt und trat wieder in ihrem jugendlichen Farbenschmuck auf. Da ritt eines Morgens Graf Ortur, in seinen Purpurmantel gehüllt, von seinen Reisigen be-

gleitet, durch das hohe Burgthor in Swarturs Schloß ein.

Er hatte die Trauerzeit über Jolanta's Tod, wie es einem edlen Ritter ziemte, in stiller Zurückgezogenheit verlebt; jetzt aber war sie vorüber und neue Freude in der Burg eingezogen. Graf Ortur hatte die Trauerkleider bereits abgelegt und kam so eben von einem fernen Turnier hergezogen, wo er im Vorbeiritt die Burg seines Schwiegervaters besuchte.

Es läßt sich leicht denken, daß Swartur auf's Neue nichts ermangeln ließ, seinen Gast fürstlich zu bedienen, der auch dießmal, wider seine Gewohnheit, sehr lange auf der Burg verweilte, aber weder die Feste, noch der köstliche Wein und Meth waren daran Ursache, nein! nur Eighilde konnte den Grafen erhalten; sie war durch ihre Trauer nur um so schöner geworden, und Graf Ortur war ganz in Liebe für sie entbrannt; da ergriff er eine Leier, wie er an ihrer Seite saß, die neben ihm lag, und indem er ihre Saiten durchlief, sang er:

Meine Trauer laß ich schwinden
Um Jolanta, denn sie lebt.

Wo der Cherub sie umschwebt,
Konnte ew'gen Frieden finden;
Und wie heller Demantglanz,
Schmücket sie ein Myrthenkranz.

Neue Liebe fand ich wieder,
Neue Freuden lachten mir;
Tönt auf's Neu', ihr Liebeslieder,
Um Eighilden tönet ihr.
Ja wie heller Demantglanz
Schmückt die junge Braut ein Kranz.

Theures Liebchen, hör' mein Flehen,
Wende Deine Liebe nicht,
Sie spricht in des Westwindswehen,
Ist's die durch die Saiten spricht:
Liebchen, heller Demantglanz
Schmück der jungen Braut den Kranz.

Treue Liebe kann ich schwören,
Liebe wie kein Mann sie fühlt,
Willst Du Ortur nun erhören,
Dessen Wunsch nur darauf zielt:
Liebchen, heller Demantglanz
Schmück der jungen Braut den Kranz.

Hier endigte er, und wollte Eighildens Hand an sein Herz drücken, doch das Fräulein zog sie schnell zurück, denn sie dachte ja noch immer mit Liebe an Gunibert; wie konnte

sie da den Grafen lieben, wenn sie ihn mit diesem Ritter verglich, dessen Edelmuth ringsumher bekannt war, da man Ortur im Gegentheil in der ganzen Gegend als sehr grausam kannte.

Demohngeachtet unterließ der Graf nicht, das Fräulein mit seinen Liebesforderungen auf's Neue zu bestürmen, und da dieß Alles vergebens war, wandte er sich an ihren Vater selbst und hielt auch um die Hand seiner zweiten Tochter an. Swartur trug kein Bedenken, ihm dieselbe zuzusagen; er ahnete es nicht, daß seine Tochter einigen Widerwillen gegen den Grafen hegte, doch als er auch das erfuhr, konnte es ihn nicht bewegen sein einmal gegebenes Wort zurückzunehmen, und auf seine Bestürmungen und sein Zureden vermochte er es endlich, daß Eighilde in die Verbindung willigte; sie würde es wohl schwerlich jemals gethan haben, hätte Gunibert nur etwas von sich hören lassen, aber so hatte man seit ein und einem halben Jahre nicht das Geringste von ihm vernommen. Nun folgte auf Swarturs Schloß ein Fest dem andern, Schmausereien folgten zahlreich auf einander; auch ein Turnier wurde jetzt veranstaltet, wo-

bei Eighilde, als Braut, den ersten Preiß auszutheilen hatte.

Es hatten sich sehr viele Ritter der Umgegend dazu eingefunden, auch alle Burgbesitzer, die unter Graf Ortur als Lehnsmänner standen, waren zu dem Fest gekommen; und schon begann das Lanzenrennen, als plötzlich Ritter Gunibert vor den Schranken erschien und Einlaß begehrte, der ihn auch als einen allgemein bekannten guten Fechter mit Freuden gestattet wurde.

Gunibert war bei einem zweiten Ausfall, den sie von der Burg seines Freundes unternahmen, gefangen worden; nun konnte er in dem Verließe des feindlichen Ritters seine Liebesfahrt wohl in Gedanken, aber nicht in Wirklichkeit unternehmen, und er wäre vielleicht jetzt noch nicht auf Swarturs Schloß angekommen, hätte ihn nicht Helmfried befreit und die Burg erobert. Kaum war er frei, als er nach Swarturs Schloß zog, und so eben, wie wir wissen, in die Schranken sprengte.

Kaum hatte er Eighilde erblickt, als seine Brust lauter zu pochen begann, auch Eig-

hilde hatte kaum den Rosenritter erblickt, als sie in sonderbaren Gefühlen der Freude und des Schmerzens beinahe einer Ohnmacht nahe war, denn für sie war ja Gunibert verloren, da sie schon Orturs Braut war.

Jetzt begann das Kampfspiel, zuerst das gewöhnliche Lanzenrennen, dann der Holmgang, in welchem Gunibert Orturs Gegner wurde; ein ungeheures Schild in der Linken, in der Rechten eine gestumpfte Wurflanze, schritten Beide mit abgemessenen Tritten in den Turnierplatz umher; plötzlich flog Orturs Lanze wie ein Blitzstrahl im Bogenschwung auf Gunibert, der sie eben so schnell mit seinem Schild zurückschleuderte und mit der Seinigen den Grafen betäubt zu Boden streckte.

Es wurde ihm von den Kampfrichtern der erste Preiß zuerkannt, in dem Augenblick aber als er denselben aus Eighildens Händen erhalten sollte, erfuhr er auch daß sie Orturs Braut sei.

Diese Nachricht war ihm äusserst schmerzhaft, denn schon damals als er das erstemal auf der Burg war, hatte ihn Eighilde mit Liebe entzündet, seitdem war ihr Bild sein

Begleiter, und nun da er ihr seine Liebe entdecken und ihre Hand erhalten wollte, erfuhr er, daß sie auf immer für ihn verloren sei.

Jetzt hatte er sich auf ein Knie vor Eighilde niedergelassen, und von ihrer schönen Hand den ersten Preiß erhalten, worauf er sich mit einer Verbeugung entfernte.

Kaum war die Nacht hereingebrochen, kaum war Eighilde in ihrem Gemach, so ertönten unter ihrem Fenster die Töne einer Zitter; ahnend wer der liebliche Sänger sei, öffnete sie das Fenster und vernahm folgende Worte:

Es zog ein Rittersmann von Süden,
Nach Ost, nach West, zum fernen Norden,
Er trug eine mächt'ge Ritterklinge,
Und war im Kampfspiel weltberühmt.

Einst zog er aus und wollt' turniren
Mit Lanze, Schwert und Nordlandswaffen;
Er streckt' die Kämpfer mächtig nieder,
Gewann den ersten, besten Preiß.

Den reicht ihm Berth' von Leidershausen,
Und lächelt hold zum Ritter nieder,
Da wallt sein Blut und wallt und wallet,
Von Liebe fühlt er sich beseelt.

Und als er will der Minne pflegen,
Da hört er, Berth' ist schon versprochen
Mit Ritter Ambrin von Graubinden,
Ach, Bertha ist, ist seine Braut!

Doch das kann nicht den Ritter schrecken,
Er sang und spielte mit der Leyer
Vor Berthas Fenster, sang von Liebe,
Sang von Entführung mancherlei.

Wenn morgen Nacht sich Hesper zeiget
Und funkelnd in den Aether strahlet,
Dann steht ein schönes Roß bereitet,
Das trägt dich Berth' auf sich'rer Flucht.

Willst du mit mir die Flucht wohl wagen?
So gieb ein kleines, kleines Zeichen,
Und eh' sich morgen Hesper zeiget,
Steht schon mein schönes Roß bereit.

Hier endigte der Sänger, und Eighilden antwortete ihm:

Ich will mit Dir die Flucht wohl wagen,
Ich liebe Dich, Du holder Ritter!
Eh' morgen sich noch Hesper zeiget,
Ruht schon Eighild in Deinem Arm!

Und noch einmal berührte der Ritter die Saiten und entgegnete:

Hab' Dank, Du holdes reines Wesen,
Die ich mir lange schon erkohren,
Auf unsrer Flucht solls keiner wagen
Zu hemmen unsern kühnen Lauf.

Hier endigte der Sänger und war bald verschwunden.

Kaum graute der nächste Morgen, als Orturs Knechte im Hof geschäftig ihre Pferde zäumten, ihre Burstharnische umschnallten und sich völlig zur Abreise anschickten; auch der Graf erschien jetzt völlig gewappnet, und nachdem er seinen Knechten einige Befehle gegeben hatte, gieng er in Swarturs Gemach und redete ihn folgendermassen an:

„Edler Ritter! Es ist hohe Zeit daß ich auf meine Burg zurückkehre, meine Vasallen bedürfen eines Oberhaupts, ich habe also satteln lassen, und hoffe, Ihr werdet mich nebst Eurer Tochter meiner Braut, auch dorthin begleiten und einige Zeit auf meiner Burg zubringen. Swartur konnte diese Bitte wohl nicht abschlagen, da der Graf auch so lange bei ihm verweilt hatte, und er gab ihn seine Zusage; sodann ließ er seine Tochter rufen und befahl ihr die Anstalten zur Reise zu ma-

chen, vergebens widersetzte sich Eighilde, sie mußte den Willen ihres Vaters Genüge leisten und so war denn ihr Plan zur heutigen Flucht vereitelt, dennoch fand sie ein Mittel Gunibert auf einige Augenblicke allein zu sehen, wo sich folgendes Gespräch entspann:

Gunibert. Euch führt ein guter Geist zu mir, nun kommt ihr heute Abends?

Eighilde. Es ist unmöglich, längstens in einer Stunde müssen wir nach Orturs Schloß aufbrechen.

Gunibert. Heil'ger Gott! und Ihr wolltet mit, Ihr wolltet wirklich Euer Leben an der Seite dieses schändlichen Mannes zubringen? Nein, ich laß Euch nicht Fräulein, vertraut auf meinen Arm, ich will Euch ihm entreissen und wäre die Macht der Hölle sein.

Eighilde. Um Gotteswillen mäßigt Euch, man könnte uns hören, ihr wäret verloren.

Gunibert. O hättet Ihr wahr gesprochen, könnte ich für Euch mein Blut verspritzen, bei Gott, es wäre mein heissester Wunsch erfüllt, er wollte noch fortfahren, doch da trat Ortur ins Gemach und ersuchte Gunibert ihn auch auf seine Burg zu begleiten,

wohin er auch schon die andern Ritter eingeladen hatte; mit Freude nahm der Rosenritter diesen Antrag an, da er ihm Gelegenheit verschaffte, noch länger um Eighilde zu seyn.

Bald begab sich der Zug in schöner Ordnung auf den Weg, gegen Abend blickten ihnen die höchsten Zinnen von Orturs altem Stammschlosse entgegen, jetzt waren sie an den äussern Wellen, und nun ging es über die niedergelassene Zugbrücke zum offnen Schloßthor hinein, das in verschiednen Krümmungen nur von den oben mit starken Gittern versehenen Löchern ihr Licht erhielt.

Fürstlich bewirthete Ortur seine Gäste, auserlesener Wein von Frankreich, Spanien und dem Rheinstrom, köstlicher Meth und andere herrliche Getränke schäumten in den Silberpokalen, doch auch die Speisen waren nicht minder köstlich; hier das Haupt eines Ebers geschmückt mit Lorbeer, die dampfende Schüssel mit dem Rücken des Sechszehnenders, das Haupt und die Tatzen des Bären, auf's herrlichste bereitet, den leckerhaften Aal, den Lax, den Rogen, den Hausen und unzählich andere Gerichte, die nur der geschickteste Koch zu be-

reiten vermag, kamen auf die Tafel. Scalden hatte man zur Tafel geladen, die durch ihre Lieder die Speisen noch mehr würzten.

Schon hatte die Glocke eilf geschlagen, als erst die Tafel aufgehoben wurde und der Schloßverwalter den fremden Rittern die Zimmer anweisen ließ. Gunibert wurde in eines der hintersten gebracht, sein Begleiter stellte die brennende Kerze auf den großen runden Tisch nieder und entfernte sich, indem er eine freundliche gute Nacht wünschte.

Trotz des lärmenden Mahls und der Reise, war Gunibert doch nicht im geringsten schlaftrunken, er dachte vielmehr an Eighilden, er stellte sich die Gefahr, in der sie schwebte, immer lebhafter vor, er schwur sich's zu, sie zu retten und wollte diesem Endzweck zufolge, einige Worte mit ihrem Vater sprechen, deswegen ergriff er das Licht und verließ das Gemach; er hatte wohl Swarturs Schlafzimmer gesehen, als man ihn zur Ruhe leuchtete, aber in dem großen Gebäude und den vielen Gängen konnte er sich nicht zurecht finden, er kam in einige leere Gemächer und endlich in einen Saal, der mit Gemälden aus-

geziert war; Gunibert betrachtete sie gleichgültig, aber bald fiel ihm das Bild einer Nonne in Lebensgröße auf, sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und stand bleich mit geschlossenen Augen, wahrscheinlich im Tode gemalt, vor dem Ritter da.

Durch einen Zufall faßte der Ritter die Rahm des Gemäldes und kam auf eine verborgene Feder, augenblicklich drehte sich das Gemälde auf die Seite, und eine verborgene Thüre, an welcher der Schlüssel steckte, zeigte dem überraschten Ritter den wahrscheinlichen Eingang in einem Gange.

Gunibert bedachte sich einige Augenblicke, ob er es wagen sollte, weiter zu forschen. Denn, konnte er wissen, welche Gefahren sich ihm vielleicht darbieten mochten, aber ein ächter Rittersmann thut nichts halb, und so öffnete er sachte die Thüre, ein Gang zeigte sich wirklich seinen Blicken, er schritt muthig weiter, da gewahrte er eine Thüre und vernahm daraus den Ton einer Laute, und eine weibliche Stimme sang dazu:

In dem Frühling meiner Tage
Wohn' ich in des Kerkers Nacht,

Und es tönet meine Klage,
Wenn kein lebend Wesen wacht.

Sage, was hab' ich verbrochen,
Bösewicht was that ich Dir?
Einstens werd' ich doch gerochen,
Einstens endet es mit mir.

Ortur kannst Du also handeln?
Hörst Du nicht der Unschuld Fleh'n?
Soll mein Schatten Dich umwandeln,
Wird er richtend vor Dir steh'n!

Hier endigte die Stimme. Gunibert hatte die Thüre untersucht, schob ein paar Riegel zurück, und öffnete sie, ein Gitterthor hemmte sein fernes Forschen. Sein Blick gewahrte ein Gemach, ein weibliches Wesen befand sich am andern Ende und trat mit den Worten ihm entgegen: „Ihr kommt heute aber lange nicht Gemmi, mich hungerts sehr, und mein Wasserkrug ist schon lange leer."

Den Ritter schauderte es, und er trat vor Entsetzen einen Schritt zurück, dann aber ging er wieder hinzu und sprach mit lauter Stimme:

„Unglückliche! wißt, ich heiße weder Gemmi, noch bin ich ein Gefangenwärter, wie ihr ihn erwartet, ich bin Ritter und habe dem heutigen Fest als Gast beigewohnt; Euer Lied hat mich seltsam ergriffen und ich halte es für ein Glück, diesen Gang entdeckt zu haben, denn bei Gott schwöre ich es, seid ihr unschuldig, Euch zu retten!"

„Edler Ritter!" so entgegnete die Gefangene: „Euch hat wahrscheinlich ein Engel Gottes gesandt, um einen schrecklichen Betrug aufzudecken. Ich nenne mich Jolanta, mein Vater ist ein mächtiger Ritter!"

„Namens Swartur;" fiel Gunibert rasch ein.

„Ja, Ihr habt seinen Namen genannt; bei ihm hielt Ortur um meine Hand an, und sie wurde ihm durch meinen Vater zugesagt, und bald führte er mich als Gattin auf dieses Schloß."

„Feurige Liebe heuchelte er im Anfang gegen mich, wie bestrebte er sich nicht, den geringsten meiner Wünsche zu erfüllen, und machte auf diese Art mein Leben zu einem irrdischen Paradieß; aber ach! nur zu bald sollte

sich

sich mein Glück ändern, denn bald nach unserer Verbindung wurde Ortur grausam gegen mich; nichts war nach seinem Sinn. Eines Morgens kam sein Schildknappe, vorgebend in Geschäften seines Herrn, zu mir in's Zimmer; er kam auf mich zu, nahm mich in seine Arme und hielt mir den Mund zu, damit ich nicht schreien konnte. In diesem Augenblick trat Ortur in's Zimmer, mit den Worten: „Ha, Schlange, habe ich Dich ertappt! Du buhlst mit meinem Knappen! Dieser hatte mich bei seinem Eintritt sogleich losgelassen und sich eiligst durch die offene Thüre entfernt. Ich betheuerte ihm meine Unschuld, aber es half Alles nichts, und nachdem er mich auf das Schändlichste mißhandelt hatte, schleppte er mich in dieses Gefängniß, in dem ich seit dieser Zeit schmachte.“

„Gott! ich hörte nur zu deutlich einige Tage nach meiner Gefangenschaft mein Leichenbegängniß feierlich begehen, und somit war eine Scheidewand über mein ferneres Erdenleben grausam gezogen.“

„Ha, bei Gott! es empört sich mein Innerstes!“ rief Gunibert aus: „Und der Schändliche will Eure Schwester jetzt heirathen!

Es war die höchste Zeit, daß ich das entdeckte, aber nun will ich Euch rächen und retten!"

„Edler Ritter," entgegnete die Gefangene, „seid nur vorsichtig mit Eurer Rache, denn Orturs Scharfblick entgeht so leicht nichts, was wider ihn geschmiedet wird, und dann ist er äusserst grausam."

„Sorgt Euch nicht, edle Frau, ich will ihn in ein Garn locken, aus dem ihn kein Teufel mehr retten soll. Für jetzt lebt wohl; man könnte Argwohn fassen, fände man mein Zimmer leer." Bei diesen Worten verschloß Gunibert die Thüre wieder, entfernte sich eiligst, brachte das Gemälde in seine vorige Richtung, und kehrte dann in sein Schlafgemach zurück.

Kaum hatte der Morgen die letzten dunklen Schatten der Nacht verdrängt, und die große Leuchte des Tages war emporgestiegen, als Gunibert schon einsam in dem Schloßgarten mit großen Schritten, die Arme gekreuzt, nachdenkend umherging. Das Glück führte ihm Swartur entgegen, als er eben in einen Laubengang bog, welcher den schönen Morgen genießen wollte.

„Gott zum Gruß, Herr Ritter!" redete ihn Gunibert an: „Habt die Huld, mir einige Augenblicke Gehör zu schenken."

„Redet, mein lieber Ritter!" entgegnete Swartur, indem er still stand.

Gunibert (sich überall umsehend). Ich habe Euch sehr wichtige Dinge zu entdecken, welche das Heil Eures Hauses betreffen.

Swartur. Redet, edler Gunibert! Ihr macht mich neugierig und zugleich bange.

Gunibert. Habt Ihr Euch von dem Tode Eurer Tochter Jolanta überzeugt?

Swartur. Wie kommt Ihr zu dieser Frage? Ich habe sie wohl nicht mehr am Leben angetroffen, denn schon war sie im verschlossenen Sarge, aber ihr Tod wurde mir bestättigt.

Gunibert. Nun so wisset, Eure Tochter lebt, und sitzt gefangen in einem schauerlichen Gemache auf dieser Burg.

Swartur. Allmächtiger Gott! meine Tochter Jolanta lebt und ist nicht todt! Wie könnt Ihr das wissen?

Gunibert. Ihr haltet Graf Ortur

für einen edlen Mann, und ich sag' es Euch, er ist ein meinhafter Bube, ein Betrüger.

Da erzählte ihm Gunibert sein nächtliches Abenteuer, und berieth sich dann mit Swartur, auf welche Art es wohl am Besten sei, Jolanta aus Orturs Klauen zu retten.

Gunibert. Man könnte ihn bei Gericht anklagen, und Jolanta mit Gewalt von ihm fordern.

Swartur. Diesen Plan verwerfe ich, denn bis der Befehl kommt, und auch dann noch ist meine Tochter in seinen Klauen, er würde sie schon aus Rache ermorden.

Gunibert. Wohlan, so laßt uns im Stillen unsere Leute hier um das Schloß zusammenziehen, dann die Burg anzünden, Jolantens Kerker sprengen und das Fräulein dann retten.

Swartur. Eben so wenig würde dieß zu einem glücklichen Ausgange führen. Erstens entgingen schon die Zubereitungen Orturs Scharfblick nicht, und überdieß befinden wir uns ja in seiner Gewalt.

Gunibert. Wohl, so beginne ich heute

bei Tafel einen scheinbaren Streit mit ihm und fordere ihn auf Tod und Leben.

Swartur. Und Ihr glaubt, daß er sich stellen werde? O seid nicht so thöricht, es gibt noch mehr als ein Burgverließ in diesem Schlosse. Ich will Euch einen andern Rath geben, der meines Erachtens nicht fehlschlagen kann. Sucht so bald als möglich einen schicklichen Vorwand, um abreisen zu können; geht dann auf Eure Burg, nehmt so viel Knechte mit, als dort zu entbehren sind, und sucht wo möglich Euch in dem nächsten Wald zu verbergen; ich werde, so bald ich Euch angekommen weiß, eine Bärenjagd veranstalten, wobei Ortur das Wild seyn soll.

Gunibert hörte mit sichtbarer Freude diesen Plan an, und versprach Alles zu thun, um recht bald zurückzukehren.

Als er bei der Tafel saß, kam sein Knappe und brachte ihm zum Schein einen Brief, in welchem Sachen von der größten Wichtigkeit seine augenblickliche Abreise heischten. Er empfahl sich bei Ortur und den anwesenden Rittern, schwang sich auf sein Roß und jagte, von seinem Knappen, begleitet, seiner Burg zu.

Ortur drang unterdeß immer mehr auf die Heirath mit Eighilden und Swartur mußte Alles aufbieten, um ihn nur so lange zur Ruhe zu stellen, bis Gunibert zurückgekehrt sei.

Ein paar Tage waren verflossen, da erhielt Swartur durch einen ihm wohlbekannten Knappen einen Brief, in welchem ihm Gunibert meldete, daß Alles bereitet sei, und daß er sich mit fünfzig Knechten vertheilt im Walde befinde; auch habe er seinen Freund Helmfried mitgebracht und demselben den Auftrag gegeben, mit seinen Knechten eine Stunde westwärts zu warten, bis er ihm einen Botschafter senden werde, und so glaube er, wäre seine Macht groß genug zu jeder Unternehmung.

Swartur hatte das Geheimniß seinem Schildknappen entdeckt und ihn mit dem Plane bekannt gemacht; er sandte ihn zu Gunibert, um den Ort anzuzeigen, wo der Graf, ohne Aufsehen zu erregen, überfallen werden konnte; er ließ ihn zugleich sagen, er solle sich nur ruhig verhalten; morgen soll der enscheidende Tag seyn, der entweder Jolantens Befreiung, oder ihren Tod nach sich ziehen müßte.

Ortur stand nachdenkend in seinem Gemache, seine Stirne war gefaltet, sein Blick starr und unbeweglich, da öffnete sich plötzlich die Thüre und Swartur trat in das Gemach.

„Edler Graf,“ hub er an, „Ihr werdet wissen, daß eine der größten Vergnügungen der Normänner die Jagd ist. Meine Leute, so wie alle hier anwesenden Ritter, sehnen sich nach einer solchen Ergötzlichkeit. Es hat sich, so wie mir meine Knechte berichtigten, vor Kurzem ein Bär in Eurem Forste gezeigt, so Ihr uns also ein rechtes Vergnügen erzeigen wollt, so erlaubt, daß wir morgen denselben jagen.“

Plötzlich erheiterte sich des Grafen Stirne. „Ich gewähre Euch gerne diese Jagd, nur muß ich dießmal eigennützig seyn und einen Preiß auf meine Gewährung stellen. Ihr wißt selbst wie lange Ihr mich schon mit der Verlobungsfeier Eurer Tochter hinhaltet. Setzt sie den Tag nach der Jagd fest, um doch einmal meine glühenden Wünsche zu befriedigen, Eighilden mein nennen zu können. Ich werde Euch dann selbst auf der Jagd begleiten, und Euch gewiß ewig dankbar für Eure Gunst seyn.“

Swartur gewährte die Bitte des Grafen, da er nur zu gut wußte, daß er nicht mehr heimkehren werde.

Kaum hatte sich die Morgendämmerung auf der Flur verbreitet, so ward es schon lebendig im Schlosse, die Pferde wurden gesattelt, das Horn tönte, die Kuppeln der Hunde klafften darein, und die Ritter schritten im leichten Jagdanzuge, die Wurflanze in der Hand, im Schloßhof umher. Graf Ortur hatte einen Falben bestiegen, er trug ein weisses enges Wams, über dasselbe hatte er einen kurzen, reich gestickten Mantel umgeworfen, seine Hand trug den leichten Jagdspeer, und an seiner Seite hing der scharfe Hirschfänger.

Auch Eighilde mußte der Jagd beiwohnen, sie hatte sich heute ausnehmend geschmückt und entzündete um so mehr den Grafen mit Liebe. Die Anstalten der Jagd waren bereits alle vollendet, das Zeichen zum Aufbruch wurde gegeben und der Zug setzte sich in Bewegung. Ortur ritt beständig an Eighildens Seite; dieß schien Swartur zu gefährlich, und er nahm ihn, als sie an den Wald kamen, beiseite.

„Edler Graf,“ hub er an, „ich weiß das Lager des Bären, es wurde mir von einem meiner Knechte, der es ausgespäht hat, verrathen; laßt den Jagdzug zertheilen, wir Beide wollen, nur von unsern Schildknappen begleitet, dorthin, und den fremden Rittern zeigen, wie schnell der Normann im Bärenfang ist. Ich würde Euch vorschlagen, Eighilde mitzunehmen, allein dieses Unternehmen ist doch zu gefahrvoll für sie, und so halte ich es für besser, wenn wir es allein vollbringen.

Ortur gab diesen Worten Beifall, er wollte in den Augen seiner jungen Braut glänzen und säumte somit nicht, Swartur auf ungebahnten Wegen in's Dickigt zu folgen.

Wie groß war aber sein Schrecken, als plötzlich schwer Gepanzerte Ritter und Mannen sich zeigten, und auf Graf Ortur losgingen, mit den Worten: „Ergebt Euch, Graf, oder Ihr seid des Todes!“

Swartur zog sich zurück, dieß bemerkte der Graf und braußte furchtbar auf. „Tod und Teufel! das ist Verrath!“ rief er aus, riß den Dolch mit Schnelligkeit aus seiner Scheide, wandte sich um und führte einen kräf-

tigen Stoß gegen Swartur, den jedoch dessen Schildknappe glücklicherweise auffing; zu gleicher Zeit ward auch Ortur umringt und nach kurzer Gegenwehr entwaffnet, und Ritter Helmfried zur Aufsicht und Fortschaffung nach der Burg Swarturs übergeben.

Gunibert hatte sich mit Swartur und den Knechten auf Seitenwegen, damit sie nicht von dem Jagdgefolge bemerkt wurden, der Burg genähert; als Schwiegervater des Grafen, trug man kein Bedenken, ihn, troß den vielen gewappneten Knechten, einzulassen, als er angab, daß es auf Befehl des Grafen geschehe. Ohne große Mühe wurde die Besazzung überwältigt, Jolantens Gefängniß gesprengt, und die Unglückliche wieder an das Tageslicht gebracht. Ach! welche Freude hatte sie nicht, da sie ihren Vater und ihre Schwester wieder sah.

Als die Ritter von der Jagd zurückkehrten, machte sie Swartur mit dem Verbrechen des Grafen Ortur bekannt. Es wurde beschlossen, ihn dem öffentlichen Gerichte zu übergeben. Leicht hätten sie selbst Rache an ihm nehmen können,

aber da er Pannerherr und Graf war, so mußte man doch befürchten, daß sein Tod Aufsehen machen würde und vielleicht üble Folgen nach sich gezogen hätte.

Kaum war Ortur vor das Rittergericht gestellt, als er wohl eingestand, seine Gattin eingekerkert zu haben, weil er sie der Untreue überwiesen hätte, und um nicht mit seinem Schwiegervater in offene Fehde zu kommen, hatte er angegeben, daß sie gestorben wäre. Er machte sich anheischig, drei Tage lang in öffentlichen Gottesgericht mit jedem Ritter zu kämpfen, der ihre Unschuld verfechten wollte. Nach den damaligen Gesetzen der Ritterschaft konnte ihm dieß keineswegs abgeschlagen werden; es wurde daher ein Platz abgemessen, und die Tage des Gerichts festgestellt.

Schon war der erste Tag fast verflossen, an dem Ortur in den Schranken stand und einen Kämpfer für Jolantens Unschuld erwartete, und noch immer hatte sich keiner gemeldet; da trat Ritter Gunibert in die Schranken, und hob Orturs Handschuh auf.

Aller Augen waren auf den schönen Jüng-

ling gerichtet, der als Gegner sich dem mächtigen Ortur, welcher sonst überall Sieger war, entgegenstellen wollte. Beide Kämpfer wurden vor die Richter gerufen, ihre Waffen geprüft und Beide dann eingesegnet. Darauf schwangen sie sich auf ihre Rosse und erwarteten das Zeichen zum Angriff. Es ward gegeben und mit ungeheurer Kraft trafen beide Ritter zusammen, daß ihre Rosse mit den Hinterfüßen niedergedrückt waren, und ihre Lanzen wie dünnes Rohr zersplitterten; schnell begaben sie sich von den Rossen und ergriffen die breiten Schwerter, Schlag auf Schlag hagelten die Streiche auf ihre Harnische nieder. Matt von der ungeheuren Anstrengung hielten Beide einige Augenblicke inne, und standen, ihre Schwerter auf den Boden gestützt, sich feindlich gegenüber, wie furchtbare Meteore; so mag an den Ufern des Nils das Krokodill daliegen, gegen ihm über der Tiger zum Sprunge gerichtet, Beide auf den Augenblick harrend, sich zu vernichten. Jetzt plötzlich wie ein Blitzstrahl fuhr Orturs Klinge auf Gunibers Haupt zu, dieser aber wich durch eine geschickte Wendung dem Schlage aus und unterlief Ortur, den er bald im Rin-

gen zu Boden schleuderte und sein Schwert, zum Gnadenstoß erhoben, über ihn hielt.

„Haltet ein!“ rief jetzt Ortur, „schont meines Lebens, ich bin ein zu großer Sünder, als daß ich Gnade hoffen könnte, wenn ich jetzt schon vor Gottes Gericht erscheinen müßte; schenkt mir das Leben, ich will zum heiligen Grabe pilgern und durch Mühseligkeit und Noth meine schwere Schuld abbüßen.

„Wohlan!“ rief Gunibert, „ist es Deine Absicht, Dich zu bessern, so will ich Dich nicht daran verhindern. Reise glücklich! Gott möge Dir vergeben!“ Bei diesen Worten warf er sein Schwert in die Scheide und kehrte zurück in Swarturs Schloß, der auch schon mit seinen beiden Töchtern dorthin aufgebrochen war, und hielt bald darauf um die Hand seiner jüngern Tochter an. Swartur gab mit Freuden seine Einwilligung; daß Eighilde nicht nein sagte, wissen wir ohnedem, und so wurde denn schon nach einigen Wochen des jungen Paares Hochzeit gefeiert, wobei alle Ritter der Umgegend eingeladen wurden und ein Bankett dem andern folgte. Ortur aber

war unterdessen aufgebrochen nach Palästina; ob er wohl ernstliche Reue fühlte, ob es nur ein Fallstrick, eine neue List seiner Verschmitztheit ist, das werden wir im folgenden Abschnitt finden.

Zweiter Abschnitt.

Es war eine kalte Winternacht, die Nordsee glich einem weiten, unabsehbaren Eisfelde. Ein ungeheurer Sturm schien die Natur zu umwälzen, der Nordwind braußte, der Hagel und Schnee fiel haufenweise herab und schauerlich heulte der hungrige Wolf.

In dieser stürmischen Witterung wallfahrtete ein Pilger fest in sein Gewand gehüllt durch eine dichte Waldung Norwegens. Die Kälte schien sein Gebein zu erstarren, sein langgewachsener Bart entstellte seine Gesichtszüge, und seine Hand trug einen knotigen Pilgerstab.

Mühsam schleppte er sich auf der ganz überschneiten Strasse weiter, bei jedem Schritt mußte er den Schnee untersuchen, um in keine Windwehe zu stürzen. Lange schon war er

so fortgegangen, als plötzlich zwei wilde Männer aus dem Gebüsche kamen und drohend auf ihn zustürzten. Da warf er schnell seinen Pilgerstab von sich, ergriff sein Schwert, welches er unter seinem Pilgergewande verborgen trug, und der verwiesene Graf Ortur stand gleich einem Racheengel vor beiden Räubern. Betreten wichen sie zurück, da entblößte einer sein Haupt und trat ehrerbietig näher mit den Worten: Wie es scheint seid ihr ein wallfahrender Ritter, und nicht derjenige, den wir suchten, zieht daher weiter, wir wollen Euch nichts im Wege legen.

Ortur. Wohl, ich will Euch nicht bekämpfen, wie wohl Ihr es verdientet, daß ich Euch zu Boden schlagen sollte. Aber, sagt mir, seid ihr allein in diesem Walde, oder habt ihr noch mehr Gefährten? sagt die Wahrheit, denn es liegt mir sehr viel daran; glaubt aber nicht, daß ich einen schlimmen Gebrauch davon machen werde, dazu bin ich nicht fähig, denn auch ich bin, wie ihr, verstoßen aus der menschlichen Gesellschaft, und wer weiß wenn sich eine Bande hier aufhielte, was sich machen ließe.

Erster Räuber. Edler Ritter, Ihr täuscht Euch nicht, es befindet sich in dieser Gegend eine mächtige Bande, deren Haupt Branko der Schwarze ist; Ihr müßt seinen Namen kennen, wenn Ihr ein Norweger seid.

Ortur. Nur zu gut kenne ich ihn; ist die Bande auch mit ihm zufrieden?

Erster Räuber. Herr Ritter, Ihr fragt mehr als uns geziemt zu antworten, auch wissen wir nicht einmal wer Ihr seid?

Ortur. Ich nenne mich Ortur, bin jetzt zwar nur ein armer verwiesener Graf, aber bei Gott, ich werde es nicht bleiben.

Erster Räuber. Ihr nennt Euch Ortur. Ha! Euch führte ein glücklicher Zufall in diese Waldung, längst schon suchten wir ein kühnes mächtiges Oberhaupt, das Branko der Schwarze für uns nicht ist. Eure Thaten drangen bis zu uns, und mit offnen Armen werdet Ihr bei uns empfangen werden.

Ortur. Aber sagt mir, wie Branko zu Euch kam, es ist mir nöthig, seine frühern Abenteuer zu wissen.

Erster Räuber. O, dieß weiß ich nur zu gut. Branko stammt aus Island, seine

Vorfahren waren mächtige Schiffer der Nordsee, denen Heckla oft zu ihren Räubereien leuchtete.

Ortur. Aber wie kommt es, daß Branko die Bahn seiner Väter verließ und Norwegen aufsuchte?

Erster Räuber. Darüber ist ein dunkler Schleier gewoben. So viel Einige melden, verlor er sein Fahrzeug in einem Seegefecht, und wurde an Norwegens Küste auf einem schwachen Boot scheidernd gestoßen.

Ortur. Und dann kam er zu Eurer Bande?

Erster Räuber. Er fand einige Buschklepper auf, bezog mit ihnen diese Waldung und bald hatte sich eine starke Bande hier angesiedelt, deren Haupt er war. Seine Thaten erhoben ihn bald zu einem großen Ansehen unter uns, aber später verlor sich sein Muth und seine kühnen Pläne. Nur zu kleinen Räubereien führt er uns an, und verbietet bei denen jedes Blutvergießen; deswegen ist die Bande aufgebracht und daher suchen wir ein neues Oberhaupt, einen kühnen, entschlossenen Mann,

und ich glaube wir haben ihn in Euch, Graf Ortur, gefunden.

Ortur. Ja, bei Gott, wenn es die Bande zufrieden ist, und mich zum Hauptmann wählt. Ich will Thaten mit euch vollbringen, welche die Welt in Erstaunen setzen sollen. Wohlan, führt mich in Euern Schlupfwinkel, und stellt mich Euern Gefährten vor.

Ortur wurde durch die beiden Räuber tiefer in den Wald geführt, wo sie bald zu einer verborgenen Höhle kamen.

Darin angelangt, stellte sich ein sonderbares Schauspiel Orturs Augen dar. Ohngefähr fünfzig Männer lagen gut bewehrt um zwei hellodernde Feuer, welche die ganze Höhle erleuchteten. Bei Orturs Eintritt erhoben sie sich alle, und griffen nach den Waffen; doch ein beruhigender Wink von Orturs Begleitern machte, daß sie sich wieder ruhig an's Feuer setzten.

„Wo ist der Hauptmann?“ fragte einer der eintretenden Räuber.

„Er ist mit einem Theil der Bande auf Abenteuer ausgezogen,“ entgegnete einer der Bande.

„Hier stelle ich Euch Graf Ortur vor,“ hub der erste Räuber wieder an: „er ist ein Mann wie wir ihn suchen und wünschen. Schon lange fühlten wir sämmtlich das Bedürfniß, einen muthvollen Anführer zu haben. Durch die Erschlaffung unsers Hauptmanns kommen wir immer tiefer in die größte Noth, unsere Vorräthe sind aufgezehrt und nur mit genauer Noth können wir die nöthigsten Bedürfnisse zu unserm Unterhalt herbeischaffen, indem uns der Hauptmann alle großen Unternehmungen verbietet; wir können keine Thaten vollbringen, und selbst unser Muth verschwindet bei diesem eingeschränkten Leben. Graf Ortur ist von seinen Gütern vertrieben, er hat sich bei uns eingefunden, um sich mit uns zu verbinden. Seine Thaten sind euch alle bekannt, er ist im Kriegshandwerk sehr erfahren, und weiß Schwert und Lanze meisterhaft zu führen. Mit ihm an unserer Spitze würden wir uns furchtbar machen. Ein neuer Geist, ein neues Leben würde sich unter uns zeigen. Sagt Eure Meinung, soll er unser Hauptmann seyn?“

Bei dieser Frage erhoben sich sämmtliche Räuber von ihren Sitzen und begannen, nachdem

sie sich in einen Kreis gestellt hatten, leise unter sich zu sprechen. Einige Minuten mochte es gedauert haben, dann riefen sie laut Ortur zum Hauptmann aus und begrüßten ihn durch ein dreifaches Lebehoch!

Orturs Wünsche waren nun vollkommen befriedigt; er setzte sich, gleich den Andern, zum Feuer, und erzählte ihnen seine früheren Schicksale, und den Plan seiner Rache, die er an dem alten Swartur und Gunibert nehmen wollte.

Die Räuber hörten ihm aufmerksam zu und freuten sich schon im Voraus auf die künftigen Thaten, die sie unter seiner Anführung zu voll bringen hofften. Da trat ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren in den Kreis und reichte Ortur einen Goldpokal voll schäumenden Weines.

Trübe war ihr Blick und auf ihre schönen, geregelten Zügen war eine Schwermuthswolke hingegossen. Orturs Augen flammten bei dem Anblick des schönen Mädchens und fragend waren seine Blicke auf den Räuber gerichtet, der ihn eingeführt hatte: ob er nicht wisse, wer

das Mädchen sei? Da zog ihn dieser beiseite und hub folgendergestalt an:

„Ihr wollt wissen, wer die Dirne ist, die bei uns weilt? Es ist Branko's Geliebte, er lernte sie in Norwegen kennen; so wie er vorgibt, ist sie die Tochter eines mächtigen Ritters und nennt sich Hildiridur."

„Die Dirne ist hübsch, Branko soll sie mir abtreten!" entgegnete Ortur.

„So lange er noch einen Blutstropfen in sich fühlt," hub der Räuber wieder an, „läßt er die Dirne nicht von sich, auch würdet ihr nur dabei verlieren, denn das Mädchen paßt nicht unter uns. Bei jedem Tropfen vergossenen Blutes wird sie ohnmächtig, und seitdem sie hier ist, hat sich Alles bei der Bande verschlimmert; der sonst muthige Branko fürchtet sich, eine Unternehmung zu machen, die Menschenleben kosten könnte, und gab sogar uns das Gesetz, bei Todesstrafe keine Mordthat zu verüben."

Während sie noch so sprachen, kam Branko mit seinen Leuten zurück; mißmuthig trat er in die Höhle, denn sein Unternehmen war unglücklich ausgefallen, dieß bestärkte die Räuber

noch mehr in ihrem Widerwillen gegen ihn, und Branko sah bald, daß er in der Höhle nicht mehr Herr sei, zumal als die Angekommenen Orturs Gegenwart erfuhren, daß sie denselben zum Hauptmann erwählt hätten und nur auf sie warteten, ob sie sich mit ihnen vereinigen wollten. Branko versuchte wohl sein Ansehen geltend zu machen, allein das Mißlingen seines Unternehmens, und daß die zurückgebliebenen Räuber für Graf Ortur eingenommen waren und denselben zu ihrem künftigen Hauptmann bestimmt hatten, hatte ihm alle Gewalt über diese zügellose Horde genommen, und einige Anhänger von ihm konnten nur so viel bewirken, daß er ungehindert mit seiner Geliebten abziehen durfte.

Ortur hätte wohl gewünscht, Hildiridur in der Höhle zu behalten, da er aber sah, welchen Anhang Branko unter der Bande noch hatte, so wollte er sein Hauptmannsrecht nicht in Anspruch nehmen, um der Bande keinen Anlaß zum Murren zu geben. Trotz der Nacht und dem immerwährenden Sturme wollte Branko seine Entfernung nicht verschieben und augenblicklich die Höhle verlassen. Er nahm daher Abschied von den Räubern, ermahnte sie noch ein-

mal, nicht grausam in ihren Handlungen zu seyn und entfernte sich dann mit Hildiridur.

Ortur brütete über einen schwarzen Plan, er wollte blutige Rache an Gunibert und seiner Gemahlin nehmen; doch zuvor sollte die Bande seinen Muth und seine Tapferkeit kennen lernen. Deßhalb führte er sie nach einigen Tagen gegen ein nahegelegenes Kloster. Zwar gab sich der Schirmvogt alle Mühe, mit seinem kleinen Häuflein die Räuber zurückzuschlagen, aber vergebens, das Kloster ward eingenommen und geplündert.

Solche Thaten vollbrachte Ortur mit seinen Leuten in kurzer Zeit mehrere, und setzte sich dadurch bei den Räubern in große Hochachtung. Da kam er denn auch einst, von einigen seiner Leute begleitet, in eine Schenke, woselbst sich auch ein alter Scalde befand. Ortur war gerade aufgelegt, und indem er einen goldenen Ring an des Sängers Hand steckte, befahl er ihm, ein Lied zu singen. Der Minnesänger besann sich gar nicht lange, sondern ergriff seine Laute und sang:

Horch, wie es trappt und trappt und trappt
Im dunklen Hain,

Der Uhu krächzt, der Wetterhahn
Kräht schaurig drein.

Siehst nicht, siehst nicht den Rittersmann
Auf schwarzem Roß,
Er sucht und sucht, und findet nicht
Den Kampfgenoss'.

Und fragst Du, wer der Ritter sei
Mit Schwert und Speer?
'S ist Graf Ortur, als schwarzer Geist
Eilt er umher.

Fort zog er wohl am Pilgerstab,
Wollt Buße thun,
Doch sein Gebein im fernen Grab
Kann nimmer ruh'n.

Wenn Mitternacht vom Thurm ertönt,
Dann regt es sich,
Und rüttelt sich und schüttelt sich,
Erhebet sich.

Als schwarzer Geist auf schwarzem Roß,
Entschwebt's der Gruft,
Und schneller, als Hackerleberg *) ist,
Fährt's durch die Luft.

Von Palästina bis hieher
Braucht's so viel Zeit,

---

*) Wilde Jäger.

Als kaum ein Schlag der Thurmuhr ist,
Dann spuckt es weit.

Und willst erlösen Graf Ortur,
Du Rittersmann,
Fang ein Gefecht um Mitternacht
Mit Ortur an.

Willst Du ihn fordern zum Turnier,
Den Handschuh her;
Der Geist steht morgen Dir bereit
Mit Schwert und Speer.

Hier endigte der Sänger, Ortur lächelte nur halb über das Lied, das ihn zum bösen Geist umwandelte. Er fragte den Scalden, wo wohl der Ort sei, da der Geist spucke?

Der Greis nannte dem Grafen eine ihm wohlbekannte Waldung. „Dort könnt Ihr allnächtlich die Spuckgestalt finden," setzte er hinzu, und nachdem er seinen Meth vollends getrunken hatte, entfernte er sich mit raschen Schritten.

Ortur begab sich mit seinen Leuten in die Höhle zurück; er ließ sich durch einen Räuber ein schönes Roß verschaffen, einen Panzer hatte er schon lange wieder, und sobald die Nacht hereinbrach, schwang sich Ortur, ganz gepan-

zert, auf sein Pferd und sprengte dem Ort entgegen, den ihm der Sänger gesagt hatte.

Als er zu dem bestimmten Platz kam, schlug die Uhr eines benachbarten Klosters erst eilf, so schnell war er geritten, um den Geist, den er nur für ein Mährchen hielt, nicht zu verfehlen. Es war eine helle Mondnacht, die Bäume bildeten seltsame Gestalten, und oft schien es dem Ritter, der schwarze Reiter komme aus dem Gebüsche hervor; unwillkührlich schauderte er dann zusammen. Bis jetzt hatte er sein Unternehmen, hieher gekommen zu seyn, nicht bereut, als aber drei Viertel auf zwölf Uhr vorbei war, befiel plötzlich den Grafen eine seltsame Bangigkeit; er wäre jetzt gerne weit weg von diesem schauerlichen Orte gewesen. Jetzt schlug es langsam und feierlich die zwölfte Stunde, der Mond war mit ihr hinter eine Wolke getreten. In diesem Augenblick saußte und braußte es um den Grafen her, und ein riesig grosser schwarzer Reiter stand, wie aus der Erde gezaubert, vor dem Grafen, der ihn, trotz der schrecklichen Ueberraschung, fragte: „Wer bist Du?“

„Graf Ortur!“ entgegnete der Geist.

„Schweig, Lügner!“ rief der Graf: „Ich bin Ortur, Du aber nur ein elender Betrüger, der seinen Lohn durch meinen Arm empfangen soll!“ Bei diesen Worten entblößte er sein Schwert; der Geist blieb aber ruhig, ohne einen Arm zu bewegen, vor dem Grafen. „Schau, wer ich bin!“ rief die Spuckgestalt, und das Visir flog von selbst in die Höhe. Jetzt war es aber um des Grafen Standhaftigkeit geschehen, er schrack heftig zusammen, denn vor ihm stand er selbst.

„Entschwinde, Truggeburt der Hölle!“ rief er aus und wollte sein Roß zur eiligen Flucht wenden, aber wie an den Boden gebannt, stand das Thier, und Ortur mußte die schreckliche Gestalt vor seinen Augen behalten.

„Sei menschlich!“ rief der Geist mit dumpfer Stimme: „noch zweimal in Deinem Leben wirst Du mich wiedersehen: einmal nach einer schlechten That, und an der Pforte des Todes. Hüte Dich, daß ich das letztemal nicht schrecklich bin; sey daher menschlich!“ Bei diesen Worten donnerte es dumpf und lang, dann war die Gestalt verschwunden, und Ortur kam wieder zur Besinnung.

Noch unmöglich, ordentlich zu denken, ganz verwirrt, gab Ortur dem Pferde die Sporn, das ihn mit mächtigen Sprüngen, schnell bis an die Höhle trug, wo er einem Räuber das vom Schweiß triefende Pferd übergab und fast bewußtlos auf sein Lager stürzte.

Nach diesem Abenteuer war Ortur wie umgewandelt; der sonst feurige, unternehmende Graf schlich jetzt trübsinnig umher, er war bei weitem nicht mehr so grausam; nur den Plan seiner Rache an Gunibert konnte er nicht aufgeben, und er schritt zu seiner Vollführung.

Er führte daher die Bande in die Nähe von Swarturs Schlosse, woselbst sich auch Gunibert mit seiner Gemahlin befand; dort ließ er die Räuber, in verschiedene Haufen abgetheilt, sich lagern. Er nahm einige seiner Vertrauten bei Seite, und machte sie mit seinem Plane bekannt, verkleidet auf Swarturs Schloß zu gehen und sich an seinem Feind Gunibert zu rächen, und gab ihnen die Anleitung, ihm, wenn es Noth sei, beizustehen. Ein Knappe sollte zu einer bestimmten Stunde mit einem flüchtigen Renner sich der Burg nä-

bern, und Einlaß unter einem Vorwande begehren, aber sich etwas verweilen und den Eintritt so lange als möglich verzögern; sollte Ortur unter dieser Zeit nicht kommen, so sollte er suchen, ihn heimlich im Schlosse sprechen zu können. Ortur hüllte sich in ein Pilgergewand, nahm eine Laute und begab sich auf den Weg, um sich auf Swarturs Schloß zu begeben.

Swartur war, wie wir schon wissen, gastfreundschaftlich; er nahm daher den Pilger willig auf und ließ ihn in den Schloßsaal führen. Dort kredenzte ihm Eighilde einen Trunk Wein aus dem Ehrenpokal. Wie bebte nicht Ortur vor Wuth und Rache, und zugleich auch vor Liebe für die schöne Eighilde. Er trank und gab mit edlem Anstande den Becher zurück; er mußte Vieles von Palästina erzählen, und als man in ihn drang ein Lied zu singen, hub er folgendermassen an:

Wo die Buchen,
Nordlands Buchen,
Ihre Häupter schlank und mächtig heben,
Lebte Strako,

Mächt'ger Ritter.
Mächtig war sein Muth, sein Schloß, sein Glauben.

Aber staunet,
Staunt und höret,
Wie's dem edlen Ritter Strako ging;
Liebt' ein Mädchen,
Emma hieß sie,
War so schön wie kaum ein Engel ist,

Und der Ritter
Führt sie heimwärts,
Wo sein Schloß die Gegend überschaut,
Bald zur Gattin
Nimmt er Emma,
Und es lächelt ihm der Liebe Glück.

Aber Emma
Liebt den Pagen,
Koßt und liebet oft mit ihm;
Und der Ritter
Ueberraschte
Seine Gattin einst im Pagenarm.

Blut'ge Rache
Nahm der Ritter,
Stieß sein Schwert in Emma's treulos Herz.
Zum Gerichte
Ging er nachher,
Zeiget sich als Emma's Mörder an;

Und die Richter,
Hört und trauert,
Ließen ihn dem Henkerbeile weih'n.

„Wer weiß, ob er es nicht auch verdiente," hub Gunibert an, der sich eben im Saale befand: „Hat Graf Ortur doch auch Jolanta unschuldig im Verdacht gehabt und sie eingekerkert; doch ich bewieß es ihm im Gottesgerichtskampf, daß er Unrecht hatte."

Ortur biß sich bei diesen Worten in die Lippen, seine Rache erhielt neue Flammen und mit einem fürchterlichen Blick auf Gunibert trat er zu dem mit Speisen besetzten Tisch.

Düster saß er da, noch schien sein besseres Gefühl in ihm zu erwachen und ihn von seinem Plan abzuhalten, aber sein Rachegeist erwachte auf's Neue, Eighildens Leben, Guniberts Glück war in seiner Macht.

Hohe gothische Fenster gingen vom Saal aus in den Schloßgraben, Ortur nahm an einem derselben, welches zu seinem Vorhaben sich eignete, Platz. Die Unterhaltung fiel auf verschiedene Gegenstände. Ortur wußte immer neue Abenteuer zu erzählen, und so suchte er Eighilde stets in seiner Nähe zu behalten.

Eig-

Eighilde kredenzte ihm eben den schäumenden Becher, als er plötzlich seinen Genossen mit dem Pferde sich der Zugbrücke nahen sah. Jetzt war er nahe genug gekommen, um von dem Thurmwächter gemeldet zu werden, der ihn durch einen Trompetenstoß anzeigte; in diesem Augenblicke, wo man keine Aufmerksamkeit auf ihn hatte, warf Ortur sein Pilgergewand von sich, stieß einen Dolch in Eighildens Brust, die freundlich, nichts Böses ahnend, neben ihm stand, und sprang mit den Worten: „So rächt sich Ortur!“ zum hohen Burgfenster in den Schloßgraben hinab. Sein Genosse an der Zugbrücke warf ihm behende eine Strickleiter zu, und schneller als ein Reh klomm er an der jenseitigen Mauer empor, schwang sich auf das bereitstehende Pferd und floh mit seinem Begleiter davon.

Welchen Schrecken diese sich in einigen Minuten zugetragene Handlung auf Gunibert und Swartur machen mußte, läßt sich leicht denken. Gunibert hatte sich gleich wieder erholt. Er rief mit kräftiger Stimme dem Thurmwächter zu, in's Lärmhorn zu stoßen, und stürzte in den Schloßhof hinab.

„Laßt die Zugbrücke nieder!“ donnerte er den Knechten entgegen: „Alles soll eilig aufsitzen; läutet die Sturmglocke und steckt das Fehdezeichen aus.“ Sein Befehl wurde augenblicklich vollzogen, aber kaum waren die umliegenden Ortschaften darauf aufmerksam geworden, als ein Dorf zu brennen begann. Alle schrieben dem Brande diese Anstalten zu, und während nun die Landleute dort zu retten begannen, hatte Ortur seine Bande erreicht und zog nun mit ihr, triumphirend über den glücklichen Ausgang seines Unternehmens, ruhig weiter. Gunibert war ihm wohl mit seinen Knechten gefolgt und entdeckte seine Spur, die sich jedoch bald wieder in den Gebirgen verlor, und so mußte er den Räuber seines Glückes, Eighildens Mörder, ruhig ziehen lassen und kehrte traurig auf die Burg zurück. Gott! wie sah es da aus!

Eighilde lag matt und fast bewußtlos auf ihrem Lager, und rang den Todeskampf; der Burgpfaffe ertheilte ihr so eben den Segen. Es kehrte noch so viele Besinnung zurück, daß sie Gunibert erkannte; sie reichte ihm die Hand hin, denn sprechen konnte sie nicht mehr.

„Weib! Weib! ich lasse Dich nicht!" rief verzweiflungsvoll der Ritter, indem er sie an sein Herz drückte: „ich lasse Dich nicht sterben! O warum traf des Schändlichen Stahl nicht meine Brust!" und indem seine Stimme ganz weich wurde, rief er: „Eighilde! so willst Du mich denn doch verlassen, lange verlassen! Du winkst mir, ich soll Mann seyn, soll standhaft seyn!" — In diesem Augenblick hatte sie in Guniberts Armen vollendet. — Eighildens Vater war ohne Bewußtseyn auf einen Stuhl gesunken.

Eighildens Leichenbegängniß wurde nach acht Tagen vollzogen, dumpf ertönten die Glokken der umliegenden Ortschaften, die Trauerfahne war auf Swarturs Schlosse ausgesteckt, und schmiegte sich flatternd an die kalte Wand des Wartthurms. Wankenden Schrittes folgten Gunibert, Jolanta und Swartur Eighildens Sarg nach, welcher in der Familiengruft beigesetzt wurde.

Nachdem die Begräbnißfeier vorüber war, begab sich Alles in tiefster Trauer in's Schloß zurück.

Seit diesem Tage war alle Freude auf im=

mer von Swarturs Schlosse gewichen. Jolanta begab sich bald nach dem Tode ihrer Schwester in ein Kloster, wo sie nur ihrem Schöpfer lebte.

Der alte Swartur stand nun kinderlos da, nur Gunibert war bei ihm geblieben. Ach wie traurig flossen Swarturs Tage hin, welche düstere Gedanken umnachteten seine Seele, wenn er so dasaß in seinem Familiensaale, wo ringsumher die edlen Nordlandshelden, seine Vorfahren, aufgestellt waren, und wenn er nun dachte, daß er der letzte Sprößling dieses einst so mächtigen Hauses, Alles mit sich in die Vergessenheit hinabtreiben würde, daß vielleicht nach einem Jahrhunderte sein Wappenschild kaum noch die Wände der Kirche ziere, wo es jetzt noch bei jedem Turniere aufgehängt war; wenn er so Alles überdachte, dann ward er gewöhnlich still, oder er ergriff ein altes Instrument, das er schon als Fant gespielt hatte, durchlief seine Saiten und sang in schaurigen Tönen:

Das Bäumlein sproßt, schießt munter auf,
Hab', Gärtner, fleißig Acht darauf,
Es möge ferner grünen.
Der Gärtner thut nach des Herrn Geheiß,

Er pfleget das Bäumlein mit Mühe und Fleiß,
Wie sich's möge geziemen.

Und's Bäumlein ward ein mächtiger Baum,
Und raget bis an der Wolken Saum,
Im Schatten ruht der Schnitter.
Da zogen finstere Wolken herauf,
Der Donner kracht, es blitzt zu Hauf,
Den Baum traf das Gewitter.

Was nützet nun des Gärtners Fleiß,
Der Baum ist hin, verdorrt das Reiß,
Zerknickt die schlanke Buche.
Eighilde fiel, mit ihr mein Glück,
Mein Leben zeigt mir im Schattenblick
Das Bild, wornach ich suche.

Der Ahnherr ruht in des Grabes Nacht,
Sein Stamm erlischt, die Stütze kracht;
Sein Wappenschild zertrümmert.
Der letzte Swartur geht nach Haus,
Es löscht des Lebens Lämpchen aus,
Das nur noch matt hier flimmert.

Hier endigte er dann gewöhnlich, und verließ den Saal. Das Alter und der Gram beugten ihn immer mehr und mehr, und nach Verlauf von einem Jahre lag er in der Familiengruft bei seinen Ahnen.

Während dieß auf dem Schlosse vorging,

hatte Ortur seltsame Schicksale. Wir verließen ihn in den Gebirgen, wo er und die Seinigen sichere Schlupfwinkel fanden.

Kaum war die Nacht eingebrochen, so trieb es Ortur vom Lager empor; Eighilde stand vor ihm mit der blutigen Todeswunde; frühere Erwürgte wandelten vor seinem Antlitz vorüber, seine Phantasie spiegelte ihm einen Kreis seiner Opfer vor. Länger konnte es Ortur nicht aushalten, er sprang auf vom Lager, hüllte sich in sein Gewand, nahm seine Waffen und eilte in die Mondnacht ohne Plan hinaus. Gedankenlos ging er in den Gebirgen weiter, da stand plötzlich der schwarze Reiter vor ihm und rief ihm mit donnernder Stimme zu: „Ich halte mein Wort! Warum hast Du Eighilden gemordet? Wie wirst Du vor Gottes Gericht bestehen?“

Der Graf schauderte bei diesen Worten zusammen und fuhr aus seinen Träumereien empor. Weit schrecklicher als das erstemal, war die Gestalt des schwarzen Reiters. „In Deiner Todesstunde siehst Du mich noch einmal; Ortur, bereue und thue Buße, denn

sie ist nahe!" Bei diesen Worten war die Gestalt verschwunden.

Da ermannte sich Ortur und eilte hinweg um zur Höhle zurückzukommen, denn nur da glaubte er sich sicher vor der Erscheinung des schwarzen Reiters. Es war früher Morgen, die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er in düsteren Gedanken in der Gegend seines wüsten Aufenthaltes ankam. Da hörte er ein verworrenes Getümmel und Geschrei von Kämpfenden, er eilte schnell vorwärts, da kam einer seiner Gefährten verwundet ihm entgegen und berichtete ihm, daß sie von einem Ritter mit zahlreichen Reisigen und Knechten vor einer Stunde überfallen worden wären; der Ritter müßte Kenntniß von ihrem Aufenthalte gehabt haben, denn ohne daß die ausgestellten Wachen nur das Geringste geahndet hätten, stand er mit einer Schaar Reisige vor der Höhle; wir hatten kaum so viel Zeit, unsere Waffen zu ergreifen und ihn vor dem Eindringen in dieselbe abzuhalten. Wir glaubten Meister über ihn zu werden, da wir noch einmal so stark waren, und daher von uns ein großer Theil so viel Zeit gewann, sich vollkommen zu

wappnen, allein es dauerte nicht lange, so kamen von allen Seiten zahlreiche Knechte des Ritters angerückt, und das Geschrei: „Wo ist der Hauptmann?“ machte die Verwirrung noch größer, da Ihr nirgends zu finden waret.

Da kamen mehrere flüchtige Räuber, Ortur ließ sein Hifthorn ertönen, damit sich die zerstreuten Genossen um ihn versammeln sollten. Er hatte bald eine Anzahl Leute um sich, und wüthend überfiel er einen Haufen Reisige des Ritters, welche auch im ersten Andrang zurückwichen; da kam aber der Ritter mit hoch geschwungenem Schwerte, in Begleitung mehrerer Reisige, auf Ortur losgestürzt, und so tapfer sich auch die Räuber wehrten, so mußten sie doch der Uebermacht endlich unterliegen. Der größte Theil blieb getödtet oder schwer verwundet auf dem Kampfplatz, die Andern wurden gefangen genommen, unter welchen sich auch Ortur befand. Der Ritter, der sie überfallen hatte, nannte sich Lodamislav, und stammte aus einem böhmischen Geschlechte. Er hatte sich aber auf seinen Fahrten in Norwegen mit einer Anverwandtin Swarturs bekannt gemacht, sie geehlicht und in Norwe-

gen eine Burg gekauft. Dorthin ließ er die Räuber bringen, und in den unterirrdischen Gewölben des Schlosses konnten sie nun an ihre frühern Unthaten mit Muse zurückdenken.

Lodamislav war zu eben der Zeit in einer Rechtssache mit Gunibert verwickelt. Der alte Swartur hatte nemlich vor seinem Tode Gunibert all seine Güter vermacht, Lodamislav aber verlangte nach dessem Tode einen bedeutenden Theil derselben, und suchte seine Ansprüche in Hinsicht seiner Gattin auf Swarturs Güter geltend zu machen, welches jedoch Gunibert keineswegs eingehen wollte.

Schon seit einiger Zeit war diese Sache nach dem Gange des Rechtes geführt worden, ohne daß noch eine bestimmte Entscheidung zu Stande gekommen war. Lodamislav beschloß nun die Sache ritterlich auszufechten und schickte in dieser Absicht einen Fehde-Brief an Gunibert ab.

Die Ladung ward angenommen und schon am nächsten Tage gab Lodamislav die nöthigen Befehle zum Aufbruch. Was sollte er aber jetzt mit den Räubern anfangen? Sie in der Burg zurück zu lassen, ohne eine starke

Bewachung, schien ihm zu gefährlich, und seine Knechte konnte er nicht entbehren; sie richten zu lassen, ehe man ihre Verbrechen genau wußte, schien ihm zu grausam, er beschloß daher, sie mit sich ins Feld zu nehmen und wenn sie sich tapfer und treu hielten, sie unter seine Knechte aufzunehmen.

Die Räuber wurden in den Schloßhof geführt, und ihnen bekannt gemacht, daß wenn sie mit ihm zu Felde ziehen wollten und sich tapfer hielten, sie begnadigen, und Lodamislav dann für ihren fernern Unterhalt sorgen wollte, doch müßten sie schwören nicht treulos und verrätherisch zu handeln, und Alle für einen, wie Einer für Alle mit ihrem Leben zu stehen. Einstimmig nahmen sie dieses Anerbieten an, worauf der Burgpfaffe auf dem Crucifix ihren Eid abnahm. Darauf wurden sie bewaffnet, unter die Knechte vertheilt, und unter besondere Aufsicht gestellt. Auch Graf Ortur war unter ihnen. Wie mochte es wohl dem stolzen Grafen seyn, hier als Lanzenknecht zu stehen; dennoch aber durfte er seinen Namen nicht nennen, und mußte froh seyn, nicht entdeckt zu werden und daß die Räuber ihren Eid,

den sie ihm als Hauptmann leisteten, nie seinen Namen zu nennen, so treulich hielten. Denn so erbittert auch Lodamislav auf Gunibert war, er hätte ihn doch den Mörder seiner Gattin ausgeliefert.

Unter dem Klange der Schlachthörner ging der Zug in schönster Ordnung langsam vorwärts, bis man die Thürme von Swarturs Schloß entdeckte. Dann machte man Halt, und nachdem Lodamislav seine Leute mit Heldenworten noch einmal zur Tapferkeit angefeuert hatte, führte er sie dem Schlosse näher und unternahm einen muthvollen Sturm.

Kühn und tapfer thaten die Knechte nach seinem Geheiß, in wenig Minuten waren Sturmleitern angelegt und dieselben muthig bestiegen; aber eben so schnell wurden die Stürmenden zurückgeworfen, Leitern voll von Kriegern wurden umgestürzt und unter Steinen, siedendem Pech und Wurfwaffen hauchten viele ihr Leben aus. Da ließ Lodamislav den Sturm enden, der zu viel Leute kostete, und lagerte sich vor der Burg, alle Ausgänge genau bewachend, hoffend, daß ein günstiger Zufall sich zeigen werde.

Gunibert wäre jetzt in einer sehr übeln Lage gewesen, hätte er nicht Gelegenheit gehabt seinem Burgvogt einen Brief zu senden, in welchem er ihm seine Gefahr meldete und ihm befahl mit seinen Reisigen und Knechten zur schleunigen Hülfe herbeizueilen, welches auch der treue Vogt sogleich befolgte. Es war gegen Abend, die Sonne senkte sich schon ziemlich tief gegen Westen nnd ihre Strahlen wurden milder, da wimmelte es plötzlich von Weitem von Speeren, Staubwolken wirbelten empor und dem Lager näherten sich schnell Haufen von Gewappneten. Auch das Burgthör wurde jetzt geöffnet und von dorther geschah ein mächtiger Ausfall.

Lodamislav befand sich in einer schwierigen Lage, von beiden Seiten von einen mächtigen Feind angefallen. Er bot mit seinen Leuten alles auf, um sich nur durchzuschlagen, welches ihm auch, doch mit bedeutendem Verluste, gelang. Ein großer Theil seiner Leute war niedergehauen, verwundet oder gefangen genommen, und nur ein kleiner Theil seiner Getreuen folgte ihm auf seine Burg.

Es war Nacht, der Himmel mit Sternen

überſäet, der Mond ſchien bleich herab auf das öde Schlachtfeld, auf dem nur noch ein Sterbender ächzte. Die Schlacht war ſchon zwei Stunden geendet, doch ſeine Seele hatte ſich noch nicht vom Körper getrennt.

Schmerzhaft wühlte er auf dem Boden umher, kalter Todesſchweiß rollte in großen Tropfen von ſeiner Stirne. Es war Graf Ortur; er hatte einen Lanzenſtich in die Seite erhalten und war zu Boden geſtürzt; ſpäter aber waren die Roſſe über und auf ihn, im Kampfgewühl hauend, geſprungen, und hatten ihn an vielen Orten ſchmerzhaft getroffen, dennoch aber war er noch nicht verſchieden, ja er hatte ſogar noch ſo viel Kraft in ſich, daß er einmal über das andere ausrief: Kann ich denn nicht ſterben! O Allmächtiger ſei gnädig, dieſe Martern ſind nicht zu ertragen. Alle ſeine Thaten gingen nun an ihm vorüber und mahnten ihn an die ewige Verdammniß, denn obgleich er früher an keine Ewigkeit glaubte, jetzt in der letzten Stunde ſeines Lebens gedachte er ihrer, denn was iſt der Freigeiſt! Einmal in ſeinem Leben ruft ihm ſein Innres doch zu: Es lebt ein Weſen, das Dich erſchuf,

nicht blos dem Gang der Natur verdankst Du Dein Daseyn. Blick' um Dich, schau' in die Natur, schau' empor zum Aether! Zähle die Sterne, Ungläubiger, und ist diese Aufgabe schon zu groß für Dich, ist es zu groß für Dich, Deine angenommene Maschinerie im kleinsten Wurm zu erklären, wie vermagst Du es, in die Allmacht zu greifen und die Basis der Welten, ihren Kreislauf, die bewunderns=würdige Ordnung der Natur dem Zufall zuzu=schreiben? Diese Stimme kommt einmal aber gewiß, — beim Freigeist leider oft zu spät; auch bei Ortur war sie nun erwacht.

„Ach! ist denn kein mitleidiges Wesen um mich," rief er stöhnend aus, „das mir Trost einspricht in dieser fürchterlichen Todesstunde?"

„Ich bin hier!" rief plötzlich eine Stimme und der schwarze Reiter stand vor ihm.

„Auch Du willst meine letzten Augenblicke noch trüben?" stöhnte Ortur: „Sei barm=herzig und laß mich ruhig sterben; oder, ja, ich ahnde es, Du bist Hackerleberg und wartest wohl schon auf meine Seele?"

„Thörichter!" begann der schwarze Reiter: „ich bin nicht schrecklich, denn Du bereuest jetzt,

wäre dieses nicht, dann möchtest Du mit Recht vor mir erbeben, aber so bringe ich Dir Balsam für Deine Seelenwunden!" — Bei diesen Worten winkte er, und Gunibert, von einigen Knappen begleitet, die eine Bahre trugen, nahte dem sterbenden Ortur.

Dieser traute seinen Augen kaum, als er seinen ärgsten Feind vor sich sah, dem er so viel Böses zugefügt; mehr noch aber staunte er, als Gunibert ihn auf seine Burg tragen ließ, wo ihm der Burgkaplan noch die letzte Weihe ertheilte. Der schwarze Reiter hatte früher schon mit Gunibert gesprochen, und als Ortur verschieden war, nahm er ihn mit in den Saal, um einen Humpen Wein mit ihm zu trinken, und sich von dem angestrengten Kampfe zu erholen.

Ungern nahm es der räthselhafte schwarze Reiter an, indem er vorgab, daß sein Tagewerk vollendet sei, und daß er fortziehen wollte in fernere Lande. Gunibert bewegte ihn endlich zu bleiben, und bat ihn, seine Geschichte zu erzählen; zu welchem er sich auch verstand und folgendermassen anhub:

„Ich bin ein Isländer, der Sohn eines

mächtigen Seefahrers; schon als Knabe war die Nordsee mein Spielplatz, als Jüngling mein steter Aufenthalt. Was ging mir wohl über das Vergnügen, einen Eisbären zu töd-ten, oder auf den Fang großer Seefische aus-zufahren; ich kannte sonst keine Welt, als mein kaltes Island, keine Gefahr, als einen Heklas-ausbruch, und keinen Freund, als meine Ael-tern.

Eines Tages, als wir schon lange Zeit auf der See waren, entdeckten wir eine kleine Insel, der Steuermann nannte sie beim Namen, und mein Va-ter bezeigte darüber eine sichtliche Freude. Bald auch landeten wir dort, und zu meinem größ-ten Erstaunen entdeckte ich auf derselben ein herrliches Ritterschloß, so schön wie ich noch keines in meinem Leben auf Island gesehen hatte. Mein Vater hieß mich mitgehen und führte mich heitern Sinnes der Burg zu.

Kaum wurden wir von der Burg aus be-merkt, so rasselte auch schon die Zugbrücke nieder; ein Greis trat uns entgegen, grüßte meinen Vater als einen alten Bekannten, und führte uns Beide in einen Saal, wo er uns einige Zeit allein ließ; dann aber erschien er

mit

mit einem jungen Mädchen wieder, die gefüllte Pokale für uns mitbrachte.

Ich hatte auf unserer Insel wenig Gelegenheit gehabt, unter viele Menschen zu kommen, folglich auch wenig Dirnen kennen gelernt. Ein so schmukes Mädchen, wie das unsers Wirthes war, hatte ich noch nie zu Gesichte bekommen, und zum erstenmal in meinem Leben schlug ich vor einem Menschen das Auge nieder. Mein Vater schien meine Verlegenheit zu bemerken, denn er wandte sich mit folgenden Worten zu mir:

„Du mußt hier wie in unserm Hause seyn, unser Wirth ist mein bester Freund und diese holde Dirne ist seine einzige Tochter. Ihr werdet Euch Beide schon näher kennen lernen, denn ich habe mir vorgenommen, diesesmal recht lange hier zu verweilen.“

Das Mädchen hatte bei dieser Rede das Auge zu Boden gesenkt, eine hohe Röthe flog über ihr Antlitz und machte sie doppelt schön. Auf einen Wink ihres Vaters entfernte sie sich, auch die beiden Alten ließen mich bald allein stehen und begaben sich in ein Seitenkabinet. Während daß sie sich dort über sehr ernsthafte Gegenstände beriethen, betrach-

tete ich die umherhängenden Bilder und hatte mein Vergnügen an den herrlichen Rüstungen, die im Saal in schönster Ordnung áufgestellt waren.

Endlich erschien mein Vater mit unserm Wirthe wieder und lud mich ein, ihm zur Tafel zu folgen. Ich gehorchte, und mit Staunen sah ich daß unsere Leute das Gepäck von dem Schiffe schon fast Alles hiehergeschafft hatten, und zu meinem noch größeren Erstaunen mit leerem Schiffe in die See hinausstachen.

Die Speisen waren aufgetragen, da eröffnete sich eine Seitenthüre und mehrere Ritter traten in den Saal, grüßten mich und nahmen, als alte Bekannte, Platz am Tische. Hildiridur, so nannte sich das Mädchen, setzte sich zwischen ihren Vater und mich; sie machte die Ehre der Tafel aus, und sowohl durch ihre Unterhaltung, als auch durch ihr meisterhaftes Saitenspiel, belebte sie die ganze Gesellschaft, und es erschallte ihr Lob von allen Anwesenden; auch ich stimmte lebhaft bei, und mit einem liebevollen Blick dankte sie mir. Bald erfüllte sie mein Innerstes mit Liebe; o wie oft saßen wir seitdem ich ihr meine Liebe entdeckt hatte, noch

am späten Abend beisammen, wie oft schwelgten wir im süßen Genusse der ersten Leidenschaft! Wohl bemerkten es unsere Väter, doch sie schienen unsre Liebe zu billigen.

Eines Tages ließ mich mein Vater vor sich kommen und redete mich mit folgenden Worten an:

„Branko, Du befindest Dich jetzt in einem Alter, wo Du zu einem wichtigen Unternehmen eingeweiht werden kannst. Deinen Muth hast Du schon oft bewährt, Deine Verschwiegenheit wird sich zeigen. Heute Nacht um die zwölfte Stunde erwarte ich Dich im Schloßgarten linker Hand an der Grotte, dort werde ich Dich abholen und in ein großes Geheimniß einweihen.“

Die Nacht hatte sich herabgesenkt, die Wachtel schlug und das Wild brach aus des Waldes Dickicht hervor und plünderte die Flur, die Sterne zeigten sich am Himmel, der Mond blickte lieblich herab und von dem Schloßthurme ertönte bald darauf die zwölfte Stunde. Da ging ich, den Willen meines Vaters erfüllend, in den Garten hinab und begab mich auf die bezeichnete Stelle.

Bald erschien auch mein Vater, er war in einen großen schwarzen Mantel gehüllt, ein Barett tief in die Stirne gedrückt, und nur an seinem Gang mir kenntlich.

Er führte mich in ein Seitengebäude, ließ mich in einem großen Gemache allein stehen, und entfernte sich mit den Worten: Alles was von mir verlangt würde, sollte ich willig leisten. Bald erschienen zwei andere Vermummte, welche mir die Augen verbanden und mich durch viele Gänge mit sich fortführten; endlich wurde mir die Binde von den Augen genommen, und ich befand mich in einem Saale, welcher ganz schwarz behangen war, und nur eine einzige Lampe, die in einem Todenschädel brannte, warf ihr schwaches Licht auf einen Kreis Vermummter, die mit entblößten Schwertern um eine Tafel herumsaßen. Ich wurde vorgeführt und mit folgenden Worten dem obenan Sitzenden vorgestellt:

„Dieser junge Mensch wünscht in unsern Bund aufgenommen zu werden, und ich stelle ihn hiermit der Gesellschaft mit der Bitte vor, ihn aufzunehmen.“

„Wer ist dieser Jüngling?“ sagte der Ver-

mummte, den ich an seiner Stimme für Hildiridurs Vater erkannte.

Da erhob sich ein Vermummter und nahm sein Barett vom Haupte, indem er sprach: „In der Aussenwelt ist er mein Sohn, hier heißt er nur Branko, denn der Orden kennt weder Bruder, noch Vater, noch Sohn; Jeder ist für sich selbstständig und ein Glied des geheimen Ordens.“ Also entgegnete mein Vater, indem er sich gegen den Sprecher wandte.

„Wohl, kannst Du auch für seinen Muth und sein Stillschweigen stehen?“ fragte der Vermummte wieder, und da mein Vater Beides bejahete, gab er den Befehl, zu meiner Aufnahme zu schreiten

Ich wurde in ein zweites Gemach geführt, wo sich ein Altar mit einem daraufstehenden Crucifix befand; vor ihm stand ein leerer Sarg. Dort wurde mir der Eid der Verschwiegenheit von einem Priester abgenommen, und ich darauf wieder in den Saal zurückgeführt. Alle Anwesenden hatten ihre Vermummung von sich geworfen, und ich befand mich im Kreise aller derer, die ich schon früher im Schlosse gesehen hatte.

Sie grüßten mich freundschaftlich, dann aber war die Versammlung für heute aufgehoben, und ohne daß mir nur etwas von einem Geheimnisse anvertraut wurde, entfernten sich Alle, und ich ging mit meinem Vater in unser Schlafgemach.

Es mochte einige Tage angestanden haben, in denen nichts mehr von dem Vorgegangenen gesprochen wurde, als wir bei einer Lustfahrt, die wir mit einigen guten Freunden unternahmen, auf der See plötzlich von einem großen Schiffe verfolgt wurden; bald erkannten wir einen Kaper, ich und meine wenigen Begleiter gaben uns alle Mühe zu entkommen, aber vergebens, das Schiff näherte sich, und wir mußten uns ergeben, denn zum Gefecht waren wir zu wenig; ich wurde von den Andern getrennt und gefesselt in den untern Schiffsraum gebracht, wo ich zwei Tage, ohne Jemand zu sehen, als meinen Gefangenwärter, zubrachte. Da ließ mich der Schiffshauptmann zu sich in die Kajüte bringen, und hub folgendermassen an:

„Jüngling, Du kannst Dich mit einigen Worten frei machen; wir befinden uns an Is=

land vor Anker. Bekennst Du, was ich Dich fragen werde, bist Du frei; wo nicht, so ist Dein Loos schrecklich. Ich weiß, Du bist bei einer geheimen Gesellschaft aufgenommen worden, nenne mir nur diejenigen, die sich dabei befinden, welches Du, auch ohne Dein Gelübde zu verletzen, sagen kannst, und augenblicklich fallen Deine Fesseln ab, und Du bist frei.“

Ich schwieg und der Schiffshauptmann brachte, trotz aller Bitten und Drohungen, nichts aus mir heraus; da veränderte er plötzlich sein barsches Wesen, und indem er mich in die Arme drückte, rief er aus: „Du bist unsers Bundes würdig!“ Meine Fesseln wurden im Triumph gelöst, und als ich auf's Verdeck kam, lag dieselbe Insel, wo ich meinen Vater zurückgelassen hatte, vor unsern Blicken.

Der Schiffshauptmann erzählte mir, daß das nur eine Probe war, um sich von meiner Verschwiegenheit zu überzeugen, und wir stiegen bald darauf an's Land.

Ich begab mich in's Schloß zurück, der Schiffshauptmann aber steuerte bald darauf wieder in die offene See hinaus.

Jetzt wurde ich zum zweitenmale vor die

Geheimen geladen, und nun erst eröffneten sie mir ihre Pläne. Es war eine Verschwörung gegen den Fürsten des Landes, an der selbst die mächtigsten Ritter Theil nahmen. Jetzt gereute es mich nicht wenig dazu getreten zu seyn, ich sagte meine Meinung also offen, daß ich wohl schweigen, aber nie mit den Verbündeten handeln wollte.

Hildiridurs Vater, als Vorgesetzter, war darob nicht wenig entrüstet, und von dieser Stunde an sah ich die Geliebte meines Herzens weit weniger als sonst. Wir wurden mit Argus-Augen bewacht, und ich durfte mit der, die mir Alles war, kaum noch ein Wort sprechen; da beschloß ich, sie, es möchte gelten was es wolle, zu entführen, und in einem fremden Lande mich anzusiedeln. Diesem Plane zufolge verschaffte ich mir eine bedeutende Summe Geldes, und als eines Tages Hildiridur im Freien lustwandelte, eilte ich ihr nach; es war das erstemal nach langer Zeit, daß wir allein gelassen waren. Ich schlug ihr meinen Plan zur Flucht vor, und sie willigte ein. Ein kleines Boot stand am Strande bereit, welches ich mir nur zu kleinen Lustfahrten bediente;

ohne die Gefahr zu erwägen, eine bedeutende Seereise darauf zu unternehmen, bestieg ich es mit Hildiridur, und ruderte mit mächtiger Faust in die Nordsee hinaus.

Zum Glück für uns Beide gewahrten wir nach einigen Stunden ein Schiff, das die norwegische Flagge ausgesteckt hatte; auch wir wurden von demselben bemerkt und das Schiff näherte sich unserm Boote. Wir wurden willig im Schiffe aufgenommen, das nach Norwegen steuerte, und nach einer glücklichen Fahrt langten wir dort an.

Ich erstaunte nicht wenig über die Schlösser und Alterthümer dieses weltberühmten Landes. Doch da ich selbst noch nicht wußte, was ich eigentlich hier beginnen sollte, brachte ich Hildiridur einstweilen in ein Kloster, und zog im Lande umher eine Niederlassung zu finden, aber vergebens.

Auf meinen Wanderungen kam ich durch einen Wald, da stürzten plötzlich mehrere Gewappnete auf mich zu. Nichts Gutes ahndend, zog ich mein Schwerdt und ging auf den Nächsten los, er versah sich nicht des schnellen Angriffs und von einem tüchtigen Streiche getroffen, sank er

schwer verwundet zu Boden. Nun fielen die andern wüthend über mich her, mit dem Ausruf: „Rächet, rächet unsern Hauptmann!“ Ich wehrte mich wohl tapfer und streckte noch einige verwundet nieder, da erhielt ich von hinten einen mächtigen Schlag aufs Haupt, die Sinnen schwanden mir, und leblos sank ich zu Boden.

Als ich wieder erwachte, befand ich mich in einer Art Gewölbe, welches matt von einer Lampe erhellt war. Ein altes Weib saß an meinem Lager, und so wie sie sah, daß ich mich bewegte, und zu mir kam, ergriff sie eine herabhängende Schnur, und der Ton einer Glocke erschallte; bald darauf kam ein Mann herein, welcher meine Wunde am Kopf untersuchte, und sorgfältig wieder verband. Ich fragte wo ich wäre, allein ich erhielt keine Antwort, und indem sich der Mann entfernte, sagte er, ich sollte mich ruhig verhalten, damit das Wundfieber nicht zu heftig eintrete, welches bald erfolgen werde.

Das alte Weib reichte mir einen Trank, darauf verfiel ich wieder in einen Schlaf. — Nach einiger Zeit war ich wieder hergestellt,

und vernahm, daß ich mich in einer Räuber-höhle befand.

Da versammelte sich eines Tages die Bande um mich herum, und einer sagte mir ohne viele Umschweife zu machen, daß sie beschlossen hätten, ich sollte ihr Hauptmann werden, meine bewiesene Tapferkeit, und weil ich ihr Oberhaupt getödtet hätte, bestimmten sie zu diesem Entschluß. Ich sollte daher wählen, entweder ihr Hauptmann zu werden, oder den Tod, denn lebendig würde ich dann ihre Höhle nicht mehr verlassen.

Da ich nicht wußte wo ich hinsollte, und um auch vor Hildiridurs Vater gesichert zu seyn, nahm ich ihren Vorschlag an, da ich mir getraute Herr über sie zu werden und sie wo möglich auf den Weg der Rechtlichkeit zurück-zuleiten und mit der Zeit zu einer Burg zu gelangen, und sie als meine Knechte zu behalten. Mit vollem Jubel wurde ich als ihr Hauptmann anerkannt, ich gab ihnen neue Gesetze, und es herrschte Zucht und Ordnung unter ihnen.

Bald hatten sich unter meiner Anführung eine starke Anzahl Männer versammelt, die so-

wohl das Laster, als auch eigene Verhältnisse auf diese Bahn brachte. Jetzt hielt ich es für Zeit, meine sanfte holde Geliebte in meine Nähe zu bringen, ich selbst brach auf, Hildixidur folgte mir und seitdem sie unter der Bande sich aufhielt, war die Rohheit noch mehr von dem Haufen gewichen, denn wenn das Weib des Mannes rohe Kraft bezähmt, dann läutert sich das angestammte Gold von seiner Schlacke, und neu ersteht der Mann und mild und kräftig.

So ging es auch bei meiner Bande. Ich hielt es für ein Glück, daß ich ein Räuber so zum Anschein war, denn wie viele meiner Bande führte ich nicht schon zu ihrem bessern Ich zurück. Dennoch aber wurde ich von einigen meiner Untergebenen gehaßt, weil ich ihrer Raubsucht Einhalt that, daher kam es, daß, als Graf Ortur während meiner Abwesenheit zur Bande kam, er mit offnen Armen empfangen wurde. Ich ward verwiesen, aber im Stillen hatte ich dennoch Anhang genug, um Orturs Pläne zu erfahren. Wie viele seiner vorgenommenen schlechten Thaten vereitelte ich nicht, doch die letztere zu

verhüten, kam ich leider zu spät; sie ward zu rasch ohne Vorbereitung von ihm ausgeführt. Da ich in der Physik einige Erfahrungen gesammelt hatte, erschien ich ihm als schwarzer Reiter in seiner eigenen Person und setzte seiner Grausamkeit dadurch einige Grenzen.“ Hier hielt Branko inne. „Und wo ist Eure Geliebte?“ fragte Gunibert weiter.

Mit einem tiefen Seufzer erwiederte Branko: „Als ich die Räuberhöhle mit Hildiridur verließ, war eine furchtbare Winternacht, der Sturm braußte und beugte der Buche Haupt, doch muthig schritt das Mädchen mit mir weiter. Endlich aber erlag ihre Kraft, nur mit genauer Noth brachte ich sie noch bis zu einer Burg, die uns von Weitem einlud, und ich war so glücklich, sie dort unterzubringen. Ich durfte mich nicht aufhalten, um nicht erkannt zu werden, und sagte ihr, daß ich sie nicht eher abholen würde, bis ich einen bestimmten Wohnort besäße. Ich wandte mich, durch Vermittlung eines Freundes, an meinen Vater nach Island; durch ihn erfuhr ich, daß er sowohl als Hildiridurs Vater, mit ihrer Verzeihung keinen Augenblick zögern wollten, wenn

wir in ihre Arme zurückkehrten; auch war der Bund der Verschwornen, ohne entdeckt zu werden, auseinander gegangen, und ich ward daher auch meines Eides entledigt. Voll der freudigsten Hoffnungen suchte ich die Burg auf, wo ich Hildiridur zurückgelassen hatte. Denkt Euch meinen Schrecken, als ich die Nachricht erhielt, daß sie bald nach meiner Abreise gestorben sei. Ich war ausser mir, ich bat nur noch einmal mich zu ihrer Leiche zu führen, aber vergebens, meine Bitte blieb unerhört.

Da beschloß ich denn, sobald Ortur seinen Lohn gefunden habe, als Pilger nach Palästina zu wallfahrten; die Zeit ist gekommen, um mein Gelübde zu erfüllen.“

Hier endigte Branko, und da bereits die Leuchte des Tages schon hoch am Himmel stand, so trat er auch ohne fernern Verzug seine Reise nach Palästina an. Gunibert blieb auf Swarturs Burg und verheirathete sich nie mehr. Er versöhnte sich mit Lodamislav, übergab ihm mehrere Besitzungen, und bei seinem Leichenbegängniß zerbrach der Leichenherold sein glänzendes Wappenschild.

Ritter Alfred und Isabella,

oder

die geretteten Heidenopfer.

Eine
nordische Erzählung der Vorzeit.

Wo sich Norwegens Felsen-Küste zeiget,
Da thronte Odins Bild dem Heidenthum;
So manches Heldenopfer dort erbleichet,
Und gräßlich hallte eurer Götzen Ruhm.
Noch denkt man ihrer, nach so späten Zeiten,
Und staunet oft, was Eure Runnen deuten.

Doch lieblich wie ein heitrer Frühlingsmorgen
Verbreitete sich bald das Christenthum,
Man sah die Weisen dieser Lehre horchen,
Und in der alten Welt erscholl ihr Ruhm.
Da ward manch' blut'ges Götzenbild vernichtet,
An seiner Statt ein friedlich Kreuz errichtet.

Doch später erst, nach vielen blut'gen Kriegen,
Gab sich der Sasse und Norweger d'rein,
Da muß Czernebock und Odin liegen,
Und auf den Trümmern strahlt des Kreuzes Schein,
Da konnte man mit himmlischem Entzücken
Die Götzendiener vor dem Kreuz erblicken.

Und Liebe, Treue und ein edles Walten
Goß bald sich über die Barbaren hin;
Da sah man heil'ges Schönes sich gestalten.
Und herrlich sah man rings die Kunst erblüh'n.
Der blut'ge Opferdienst, er war zu Ende,
Und ringsumher verbreitet Himmelsspende.

1.

Vor einer dunklen Höhle stand Gunnella. Mit stieren Augen blickte sie in den blutigen Schein des Mondes, der über Norwegens noch mit Blut betränkten Gauen sein Geisterlicht ausbreitete; kahle, hohe Felsenmassen thürmten sich um sie empor, nur dann und wann streckte noch ein verdorrter Strauch seine Aeste über die Klippen herab, oder es sproßte etwas Haidekraut und Steinmoos aus den Spalten hervor. Dichter, dunkler Rauch wälzte sich aus der Oeffnung der Höhle, vor der die Druide Gunnella mit gekreuzten Armen dastand; zu ihren Füßen lagen verwitterte Knochen eines Menschengerippes, ihr zur Seite standen seltsam gestaltete Gläser voll geistigen Inhalts; auch Holztafeln, mit Hyroglipheu beschrieben, konnte das Auge erblicken. Auf einem fernen

ausgedorrtem Stamme saß eine Eule, und über ihr horstete ein Auerhahn.

„Ezernebock!“ rief sie gräßlich, daß die Felsen widerhallten, „mächtiger Ezernebock, höre mich! Dein Lob ruft noch der treue Sasse, so wie Norwegens Heldensohn, zu dem des Kreuzes Flitterglanz noch nicht gedrungen. Heil Dir, Wittekind! noch prangt die Runnenschrift der Druiden, Dein mächtig Schwert verdrängt die Christenschaar. Zu Deinen Ehren, Ezernebock! zu Odins Ehren dampft der Gefangenen Opferblut noch heute. O, höre mich, Mächtiger, dessen Auge den Asiaten wie den Schotten sieht. Erscheine mir, Deiner mächtigsten Priesterin. Ezernebock, erscheine, erscheine, erscheine!“

Jetzt stürzte sie nieder, lange zuckte sie am Boden; gräßlich, ja fürchterlich wäre der Anblick für einen Nichtgeweihten gewesen, Schaum floß aus ihrem Munde, ihre Augen starrten bewegungslos vor sich hin. Da donnerte es dreimal durch die Felsen, daß die Erde bebte, und das Wild scheu davonfloh. Jetzt beleuchtete ein Blitzstrahl die dunkel gewordene Gegend, denn düstere Wolken verhüllten den Mond;

ein Fels spaltete, und in seiner ganzen fürchterlichen Majestät stand Czernebock vor der, wieder zur Besinnung gekommenen Gunnella. Schrecklich stand er da, wie die Bildsäule zu Upsalta, in eine nordische Bärenhaut gehüllt; sein Federbusch glich einem Kometenschweif. Mit flammendem Auge maß er die Druide, einen Fichtenstamm in seiner Rechten, in seiner Linken einen diamantnen Schild.

„Was begehrst Du von mir,“ hub er mit einer Stimme an, daß die Felsen zitterten, „daß Du mich aus der unendlichen Tiefe hervorrufst?“

„Sag' mir,“ so hub Gunnella an, „was aus meiner Tochter Jutta geworden ist? In stummen Schmerz suche ich sie seit zehn Nächten.“

Da wurde die Gegend dunkler, und dichter weißer Nebel schwamm zertheilt in der Atmosphäre umher; jetzt drückte er sich enger zusammen, und fing an, sich seltsam zu gestalten; weit hinaus dehnte sich eine täuschende Waldung, es war Norwegens Küste gegen Schottland. Wittekinds schwarzes Panner war entfaltet, ihm gegenüber blitzte die Kreuzfahne

der Christen. Jetzt rückten die Heere sich näher, ein unerkennbares Gewühl entstand auf dem Nebelgemälde; doch nach und nach verschwanden die Kämpfenden in die Gebirge. O, jammervoller Anblick für Gunnella! Jutta wurde von zwei christlichen Kriegern hinweggeschleppt, vergebens sträubte sie sich, sie mußte mit ihnen fort, und bald entschwanden sie in dem Gebirge.

Da verschwand Czernebock, und es lösten sich die Nebelgestalten wieder langsam auf, die dunkle Nacht wurde dämmernder, der Mond ward wieder entschleiert und goß sein ruhiges Licht über die Felsen.

Langsam erhob sich die Druide, und schrecklich wühlten ihre Knochenhände in dem zerstreuten Hauptthaare. Wild rollten ihre Blicke, denn Jutta in den Händen der Christen zu wissen, war ihr schrecklich; lieber hätte sie zehnfachen Tod ausgestanden. Sie entfernte sich endlich, um bei einem mächtigen Ritter Hülfe zu suchen.

2.

Auf einem uralten Felsenschlosse lebte Donnabain, ein furchtbarer norwegischer Kriegs=

held; wild war sein Ansehen, riesenmäßig seine Gestalt. Sein langer Bart hing über das Thierfell hinab, in das er gehüllt war; seinen Schild und seine Lanze konnte kein gewöhnlicher Mann vom Boden aufheben, indeß er sie oft ohne Ermattung, anhaltend im Kampfe gebrauchte. So eben war er beschäftigt, eiserne Spitzen in den zentnerschweren eichenen Kolben zu schlagen, als das Schloßthor aufging und Gunnella zu ihm hereintrat.

„Was willst du Hexe!" donnerte ihr mit blitzenden Augen der wilde Krieger entgegen, „mich wahrscheinlich warnen vor Kampf und Fehde, weil die Gedärme der Thiere und Odins Opfer nicht hoffnungsvoll waren; schweig mir davon, ich fürchte weder dich noch das ganze christliche Heer!" —

„Nein!" rief Gunnella aus, „nein, nicht aus der Absicht dich abzuhalten vom Kampf, bin ich erschienen; ich flehe dich vielmehr an, mir deinen Arm zu leihen, denn die Christen haben mir meine Tochter geraubt. O eile mächtiger Nordlandsheld, eile sie zu befreien, rette, rette meine Jutta!" Bei diesen Worten war sie vor Donnabain niedergesunken, flehend

ruhten ihre Augen auf dem trotzigen Norweger.

Wie, wenn das liebliche Antlitz der Sonne von Wolken umdüstert, plötzlich sich aufhellt und freundlich die Gegend bestrahlt, so heiterte sich Donnabains befurchte Stirne auf, als er Gunnellas Rede vernommen.

„Ich fliege zu ihrer Befreiung, und bei Odin schwör' ich es, sie soll mir gelingen. Doch mein sei dann Jutta, mein Weib soll sie werden! Geht ihr das nicht ein, führe ich keinen Schwertstreich für sie.“

Gunnella war hoch entzückt ob des Kriegers Rede und achtete seine Verbindung mit ihrer Tochter für eine hohe Ehre; es läßt sich daher leicht denken, daß sie dem Norweger ihr Wort gab.

Wie eine dunkle Gewitterwolke, die Tage lang auf einem Berge geruht, plötzlich sich ablöst und drohend über das Thal dahin schwebt: so schritt jetzt Donnabain hinan in den Hofraum und befahl seinen Knechten, sich bereit zum Aufbruch zu halten. Da erschallte das Horn des Thurmwächters, und von allen Seiten kamen wild jubelnd, gewappnet die Knech-

te herbei, und nachdem über hundert Lanzen im Schloßhofe blitzten, bestieg er seinen gewaltigen Streithengst, und zog voll kühnen Muthes mit seinem Gefolge dem Christenlager zu. Bald gewahrte er in der Ferne die Wachtfeuer des christlichen Lagers. Finster erhob er sein Haupt; voll Ingrimm spornte er des Rosses Bauch und durchsaußte die wenige Landschaft, die ihn noch von den Feinden trennte.

3.

Herrlich strahlte das aufgepflanzte Kreuz über die Fluren dahin, wo das Lager geschlagen war; in prächtigen Rüstungen schritten die Ritter umher; ringsum glänzten röthliche Fahnen, schimmernde Speere, Panzer, Helme und glänzende Schilde. Englands Helden hatten sich unter der Kreuzfahne vereinigt. Hier würfelten fröhliche Bogenschützen vor ihren Gezelten, sie waren in leichte Wämmser gekleidet; dort hielten die Wache muthige Hellebartier, in weiße Mäntel gehüllt, auf dessen Seite ein rothes Kreuz eingenäht war; dort standen schwer bepanzerte Reiter. Frohes Le-

ben herrschte durchs ganze Lager hin; nur zwei traurige Gestalten konnte das Auge erblicken: sie waren Ritter Alfred und Jutta. Ersterer stand mit verschränkten Armen, düster vor sich hinblickend vor Jutta, er war es, der sie mit seinen Knechten erbeutete. Aber ach! bald war er ihr Gefangener. Liebe, feurige Liebe hatte sich seines Innersten bemächtigt, vergebens hatte er sie angefleht, die christliche Religion anzunehmen.

Ach, die Jungfrau liebte auch ihn. Der edle Anstand, der sich über den Heldenjüngling ergoß, das feurig schwarze Auge, das unter der geregelten Wimper hervorblitzte und in dessen Spiegel Treue und Rechtschaffenheit thronte, hatte sie beim ersten Anblick, obgleich er ihr Feind war, entzückt. Seit zwölf Tagen war die Jungfrau als Gefangene in seiner Nähe. Alfred bestürmte sie, seine Liebe zu krönen, er bot ihr mit seiner Hand eine Herrschaft an. Jutta würde auch seinen Wünschen gefolgt seyn, doch sie konnte sich nicht entschliessen, die Religion ihrer Väter zu verlassen das war die Scheidewand, die das liebende Paar trennte.

Tiefe Nacht hatte sich über die Gegend verbreitet, still lag die Natur, doch plötzlich röthete sich der Himmel, ein gewaffneter Nordschein verbreitete sein Purpurlicht in den See. Jutta saß noch vor dem Gezelte, da begann sie folgenden Gesang:

Wie lebt' ich so glücklich vor Zeiten
Im Heimathland,
Nicht sah ich das furchtbare Streiten,
Mir unbekannt.

Ich kniete vor Odin, mit Liebe
Am Steingebild;
Es hatten nicht sündliche Triebe
Mein Herz erfüllt.

Da schwammen auf grünlichen Wogen
Viel Schiffe her;
Bald spannt der Norweger den Bogen,
Wiegt Streitaxt schwer.

Bald schimmerten röthliche Waffen
Im Abendgold,
Verderben dem Feinde zu schaffen.
Der Wagen rollt

Mit Sensen und Schwertern beschlagen,
Voll Krieger auch;
Den Tod in die Reihen zu tragen,
Nach Nordlandsbrauch.

Da sah ich von blutigen Leichen,
Die Haide roth,
Vor Odin die Opfer erbleichen,
Und rings den Tod.

Da ging ich auf blumigen Auen,
Sucht' Blümlein hold;
Bald konnt' ich zwei Krieger erschauen
Im Waffengold.

Bald kamen sie näher geritten
Dem schönen Ort;
Vergebens war alles mein Bitten,
Man schleppt' mich fort.

Doch als ich d'rauf Einen erblicket,
Der mich geraubt,
Da wurde mein Herz entzücket,
Hätt's nie geglaubt.

Ich fühle nun feurige Liebe;
Der Rittersmann,
Ich ahn' es, er kennet die Triebe,
Der Liebe Wahn.

Doch niemals kann ich ihn besitzen,
Denn Odin winkt;
Ich sehe nur Kreuze hier blitzen,
Der Muth, er sinkt.

Nie werde den Glauben ich meiden,
Den Nordland zeigt;

Möcht tapfer ihr Helden d'rob streiten.
Bis Kreuz sich beugt.

4.

Kaum hatte sie geendet, als die äusserste Wache dreimal an ihr Schild schlug; dieses Zeichen eines nahenden Feindes wurde von allen Wachposten im ganzen Lager beantwortet, und bald stand ein Theil des Christenheeres in der schönsten Ordnung; blutig blitzten die Waffen im Nordscheine, eine undurchdringliche Wand bildeten die Schilde, und vor ihr standen die mächtigen Häuptlinge.

So wie der Sturmwind dahersaust, die starke Eiche gleich einem Rohre zersplittert, doch plötzlich an einem Felsen sich bricht und verstummt: so jagte Donnabain, nur von einem Krieger begleitet, denn er hatte seine Knechte in einiger Entfernung vom Lager zurückgelassen, auf die Anführer des Heeres zu. Sein Renner stutzte, als er den Lanzenwald gewahrte, und auch der Reiter hielt jetzt das königliche Roß still.

„Christen!" donnerte er den ihm entgegenkommenden Rittern zu, „ihr habt ein heidni-

sches Mädchen geraubt, eine Dienerin Odins; gebt sie heraus, oder ihr fühlt die Kraft meines Armes."

Lächelnd betrachteten ihn die Ritter, und hielten den Griff ihrer Schwerter. „Prahler!" so rief Alfred, welcher sich dabei befand, dem heidnischen Ritter entgegen, „danke es unserer Güte, unserer Nachsicht, daß Du nicht schon längst am Boden liegst. Wisse, ich habe das Mädchen in meiner Gewalt, und so es Dir gelüstet, sie wieder zu besitzen, magst Du im Zweikampfe sie verdienen; ich bin bereit, trotz Deinen aufgeblasenen Reden!"

„Knabe!" so entgegnete Donnabain, „Schande wäre es für mich, Dich allein des Kampfes zu würdigen; suche Dir die zwei stärksten Ritter im Lager aus, dann möcht ihr vereint mich angreifen; drei gegen einen, so ist der Kampf meiner würdig."

Knirschend vor Wuth sprengte Alfred mit eingelegter Lanze auf den Norweger, der mit erhobenem Streitkolben ihn erwartete, der Lanze auswich, und mit einem Schlag Roß und Mann zu Boden streckte; mehr als acht Ritter wagten noch den Kampf, doch er streckte sie

alle, ohne nur erschüttert zu werden, zu Boden.

„Jetzt," hub er an, „werdet ihr mir, so ihr Männer von Wort seid, Jutta nicht versagen; ihr habt sie mir versprochen, ich habe sie im Kampfe gewonnen, und bin bereit, sie zu ihrer Mutter zurückzubringen."

Kein christlicher Held würde die Schande auf sich geladen haben, wortbrüchig zu werden; die Gefangene wurde herbeigeschafft, ach! wie bebte sie nicht, als sie Donnabain erblickte, jenen furchtbaren Helden, vor dem sie schon als Kind zitterte.

Mit starkem Arme hob er sie auf sein Roß, drückte die beiden Sporen in dessen Lenden, jagte seinem Streithaufen zu, und zog dann mit demselben vereint, auf seine Burg.

Donnabain stammte von dem alten Geschlechte der Ronalde; hatte ja einer seiner Vorfahren schon gegen Roms Legionen gestritten, war hinabgezogen zu der berühmten Schlacht im Teutoburger Walde.

Ich will den heiligen Tag zurückrufen, der Deutschland seine Freiheit gesichert hatte. Als Varus im 9ten J. n. Ch. G. mit den gestählten Le-

gionen Augustus daherzog am Rhein, daß die Erde ächzte unter ihren ehernen Tritten, die sich vernichtend Dir, o Germanien, nahten; aber des Himmels Verhängniß war anders. Donnernd brach das Ungewitter los auf Roms Legionen; von Sümpfen umringt, unbekannt in den dichten Gehölzen und in einiger Verwirrung, standen die Römer, als plötzlich der Barden gräulicher Kriegsgesang ertönte; erschrocken standen die Feinde, von allen Seiten kam ein Hagel von Pfeilen und Wurflanzen, dann begann die blutigste Schlacht. Grauen überfiel die Römer, und trotz ihres muthigen Widerstandes, mußten sie Alles im Stiche lassen und die Flucht ergreifen. Da lagen Streitwagen und Waffengezeug, Fesseln, mit denen sie die Sklaven belasten wollten. Herrliche Zeuge zu Zelten, und zahme Löwen wurden erbeutet, welche den Triumphwagen ziehen sollten. Den ganzen Tag ward fliehend und verfolgend gestritten, jeder Schritt war mit Mord und Verderben bedeckt; drei Tage setzte das immer kleiner werdende Häuflein den Kampf fort, erschöpft, umringt, mußten sie sich endlich gefangen geben. Varus hatte sich in sein

Schwert

Schwert gestürzt, und mancher edle Römerjüngling mußte als Sklave, nachdem zuvor die Vornehmsten den Göttern geopfert waren, das Vieh hüten. Schon in dieser Schlacht hatten sich Donnabains Vorfahren ausgezeichnet, und noch in vielen andern, welche später erfolgten; war ja der Saal unsers jetzigen Helden voll von Siegestrophäen, und zwanzig Todtenschädel im Zweikampf überwundener Feinde, standen nach Longobardenart, zu zierlich gestalteten Bechern ausgearbeitet, bei jedem Fest, welches Donnabain veranstaltete, auf der reichlich gezierten Tafel.

5.

Vor einem riesenmäßigen Götzenbilde, das aus rohen Quarzsteinen zu einer scheußlichen Fratze bearbeitet war, den weiten Mund mit dem Blute der Menschenopfer bestrichen, lag Gunnella; vor ihr dampfte noch die Opferschale, deren zitternde Flamme sich kaum erhob. Eben stieg die Sonne hinab und verbreitete einen blutigen Schein über das Heidenbild; still lag die Landschaft, nur dann und wann stampfte in der Entfernung das Roß eines Kriegers,

oder es tönte verworrener Lärm vom Lager, oder von den Burgen der benachbarten Norweger herab. Gunnella achtete auf dieß alles nicht, sie war in ihrer Andacht vor dem Götzen niedergesunken; als plötzlich Donnabain, Jutta vor sich in den Armen haltend, um die Ecke eines Felsens herumsprengte.

Bleich wie der Tod, mit aufgelösten, goldgelockten Haaren, lag Jutta, fast ohne Bewußtseyn, in den Armen des Ritters. Ach! jeder Blick, den sie auf den wilden Norweger warf, verdoppelte ihre Pein nur noch mehr; er hatte ihr schon auf dem Wege erklärt, daß sie ohne Widerrede sein Weib werden müßte, und daß er Gunnellens Einwilligung bereits erhalten habe.

Ach! wenn sie nun einen Vergleich anstellte! Dort Alfreds edle Heldengestalt, das Sanfte seiner Gesichtszüge, das Edle seiner Handlungen: stand nicht der Jüngling in seinem blanken Waffenschmuck wie Odin vor ihr? Stellte sie dagegen des Norwegers Riesengestalt, den langen, rauhen Bart, die dunkle Wimper, das Tod aussendende Auge, gehüllt in ein Thierfell, einen alten, eisernen, rostigen Panzer unter demsel-

ben, das immer blutige Schlachtmesser an seiner Linken und die an seinem Sattelknopf durch eine Kette befestigte Keule, die bei jedem Tritt des Rossrs über die Opfer zu seufzen schien, welche sie schon den Heidengöttern brachte; so erschien er ihr wie Czernebock, und erfüllte ihre Seele mit Schaudern.

„Nein," sagte sie zu sich selbst, „nie werde ich mich mit diesem Ungeheuer verbinden; ach! ich werde eher eine Priesterin des Odins und verlebe in ewiger Jungfrauschaft mein Daseyn!"

Jetzt waren sie bei Gunnella angelangt, Donnabain schwang sich vom Roß und legte das Mädchen in die Arme der Mutter, welche dasselbe mit zärtlichen Küssen überdeckte.

„Gebt mir jetzt das Mädchen, nach Eurem Versprechen, auf mein Schloß mit!" hub Donnabain an; „Ich habe nicht Zeit, mich lange aufzuhalten, sie soll heute noch meine Gattin werden; denn schon morgen ruft mich die Schlacht, in der ich Dir, o finsteres Götzenbild, reichlich der Feinde Blut opfern will!"

„Ach! vergönnt mir nur noch die Frist, bis der Mond sich wechselt!" seufzte Jutta, und

da ihre Mutter einstimmte, ließ sich endlich der Norweger bewegen; doch mit finsterem Antlitz einen Schwur zwischen den Zähnen murmelnd, sprengte er von dannen.

6.

Auf einem weichen Mooslager, unter dem purpurfarbigen Kriegsgezelt lag Alfred, die Beute unendlicher Schmerzen, da ihm des Norwegers Streitkolben glücklicherweise nur den linken Arm gequetscht, und der Hauptschlag das Roß getroffen hatte. Vor ihm standen auf einem viereckigen Steine Arzneien und Wundbalsam, sein Schildknappe stand am Eingange des Gezeltes und schien jede Bewegung seines Herrn zu beobachten.

Dieser Knappe war mit einem Knaben zu vergleichen, denn er war noch unbärtig; dennoch liebte ihn Alfred ungemein; und er hatte es auch Ursache; schon von England aus war er ihm gefolgt wie sein Schatten, schon zweimal hatte er im Schlachtgetümmel seine Brust dem Herrn als Schild geboten, und wie oft verscheuchte er den Trübsinn von Alfreds Stirne, wenn er die Leier spielte und dazu sang.

Doch wir wollen zur früheren Geschichte Alfreds zurückkehren.

7.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen. Die Haide war mit Blumen bedeckt, der Wald ertönte von dem frohen Gesang der Vögel, mit sanften Wellen floß der bläuliche Strom dahin und küßte die am Ufer emporsprossenden Gewächse; dort erblickte man schöne Felder, blühende Wiesen, anmuthige Dörfer, und durch die Landschaft schlängelte sich mancher gekrümmte Fußpfad. Da schritt einst Alfred, als er noch in dem schönen England weilte, von zwei Doggen begleitet, den leichten Jagdspieß in der Rechten, dem Walde zu; noch war er nicht lange in demselben umhergeschritten, als er plötzlich einen Hirsch gewahrte; mit richtig abgemessenem Wurfe trifft seine Wurflanze das herrliche Thier, das erschrocken aufspringt, und, gejagt von Furcht und Schmerz, mit verdoppelter Eile dahinfliegt. Ihm folgen die Doggen und Alfred folgt mit Aufmerksamkeit der Spur des Schweißes; doch plötzlich ist sie verloren, auch seine Hunde kommen nicht, trotz seinem verdop-

pelten Rufe. Kein Weg ist ihm mehr bekannt und er sieht sich gezwungen, auf gut Glück die Lichtung der Bäume aufzusuchen; da vernahm er in seiner Nähe ein Geräusch, und ängstliches Hülferufen. Alfred tritt dem Ort näher, da erblickt er zwei Knechte, die ein Mädchen binden und fortschleppen wollen. Ohne sich lange zu bedenken, zieht Alfred sein leichtes Jagdschwert, und indem er aus dem Gebüsch hervorstürzt, streckt er den einen Räuber zu Boden, der andere ergreift die Flucht und Alfred hält das halb ohnmächtige Mädchen in seinen Armen.

Alfred erkannte wohl die Schönheit des Mädchens, das er in seinen Armen hielt, aber sein Herz empfand keine rege Theilnahme für sie, nur was Ritterpflicht erheischte. Als sie wieder zu sich gekommen war, dankte sie innig ihrem Retter, und bat ihn, sie auf das Schloß ihres Vaters zu begleiten. Alfred sagte dieses um so williger zu, da er einsah, daß es für heute unmöglich sei, auf seine Burg zurückzukehren. Bald gewahrten sie den Vorsaum des Waldes, und jetzt war eine freie Gegend vor Alfreds Augen. In einer kleinen Ent-

fernung lag das Schloß vor ihnen. Auf dem Wege dahin, sagte Isabella, so nannte sich die Unbekannte, ihrem Begleiter, daß sie sehr oft schon den Wald besucht habe, und daß es ihr viel Unterhaltung gewähre, die Schönheiten der Natur ganz kennen zu lernen; auch heute hätte sie eine gleiche Absicht dahingetrieben, doch wäre sie ohne Alfreds Hülfe wohl nimmer in die Arme ihres Vaters zurückgekehrt. Jetzt waren sie im Schlosse angekommen.

Isabellens Vater, ein ehrwürdiger Greis, nahm mit allen Zeichen der Achtung seinen Gast auf. Nachdem die Abendtafel zu Ende war, wurde Alfred in den schön gezierten Schloßgarten hinabgeführt. Alles bemühte sich, ihm den kurzen Aufenthalt im Schlosse zu versüßen, vor Allem aber war Isabella die zuvorkommendste. Alfred trat am andern Morgen seinen Heimweg mit dem Versprechen an, sehr oft das Schloß zu besuchen. Er hielt auch Wort; ach! und je öfter der schöne Jüngling kam, je tiefer drückte sich der Pfeil der Liebe in das Herz des schönen Fräuleins. Alfred ahndete seinen Sieg nicht, sein Herz blieb

kalt für ihre Reize, und nur Freundschaft konnte es für Isabella hegen.

O nur zu bald erkannte Isabella ihre unglückliche Leidenschaft, nur zu bald fühlte sie es, daß sie nicht geliebt sei; seit diesem Tage schwamm ihr schönes Auge in Thränen. Oft stand sie auf der Altane des Schlosses und blickte nach der Gegend hin, wo sie Alfred aus den Händen der Räuber befreit hatte.

„Ach, hätten sie mich lieber damals ermordet!" seufzte sie, „hätte ich nie diesen Jüngling erblickt, der meine Liebe verachtet." Dann ging sie wieder trauernd in ihr Gemach zurück, und überließ sich ganz ihrem Kummer.

Da ertönte der Kriegsruf, der Panner entfaltete sich drohend, es blitzten die Landstraßen von Speeren, und Herolde eilten im Lande umher und munterten die Ritter auf, zum Heer zu stoßen. Auch Alfred erhielt diese Bothschaft, und er vereinigte sich bald mit dem beträchtlich angewachsenen Heere.

Gleich einer weiten wogenden Cristallfläche, breitete sich die Nordsee vor Alfreds und seiner Gefährten Augen aus, als sie an dessen Ufern angekommen waren. Ins Unendliche stau-

nend, betrachtete der Jüngling dieses erhabene Schauspiel; schon standen die Schiffe bereit, welche die Krieger nach Norwegen überschiffen sollten. Da lagerten sie sich noch einmal und stimmten folgenden Gesang an:

Auf nach Norweg, auf nach Norweg!
Heller glänzen Eure Waffen,
Minstrel laßt die Lieder hallen,
Die gelungnes Schwunges tönen.
Tönen von Georg dem Ritter,
Tönen von Georg dem Heil'gen;
Und von alter Fechter Thaten;
Von dem sanften Minnespiele.

Singe, Minstrel, feurig schön!
Muth erwacht dann,
Schwert blitzt furchtbar!
Grüß dich, grüß dich, feindlich Norweg!
Muth'ge Fechter,
Kühne Streiter!
Spannet Sanct Georgens Fahn' aus.
Singet Lieder,
Wetzt die Schwerter,
Bald, ja bald werd't ihr in Norweg seyn.
Horcht, wie düster
Braust die Nordsee,
Schäumig bäumt sie ihre Wogen auf.
Streicht die Segel,

Greift ans Ruder,
Muthig, muthig fort; nach Norweg gehts.

Das Lied war so eben beendet, die Minstrel begannen durch alte Heldenlieder den Muth der Kämpfer noch mehr aufzumuntern. Die Krieger traten nun Schaarenweise zu Schiff, bald wurden hie und da die Segel gelichtet, und die Fahne des heiligen Georgs entfaltete sich flatternd nach und nach auf allen Schiffen. Da kam endlich auch die Reihe an den Kriegshaufen, bei welchem sich Alfred befand; als plötzlich ein schöner Jüngling vor ihn trat mit den Worten: „Nehmt mich als Euren Pagen mit, ich werde Euch gewiß treue Dienste leisten.“

Alfred betrachtete den Sprecher. Er war ein herrlicher Jüngling, lange blonde Locken wallten üppig über seine Schultern hinab, ein dunkelblaues Auge, eine Feinheit aller Gesichtszüge, schienen ihm viel zu zärtlich geformt, um eine so gefährliche Kriegsfahrt zu unternehmen, deßwegen schlug es ihm Alfred ab.

Doch der Jüngling bat so lange und rührend, daß Alfred endlich nachgab und ihn in seine Dienste nahm. Er hatte eine ihm wohl-

bekannte Gesichtsbildung, doch konnte sich Alfred nicht entsinnen, wo er ihn schon einmal gesehen hätte. Ruhig und ohne Gefahr waren sie in Norwegen gelandet, wo sie schon zwei Schlachten gewonnen hatten, in denen der Page immer das Schild seines Herrn gewesen war. Jetzt stand er, so wie wir wissen, am Eingang des Gezeltes, trübsinnig und in sich gekehrt. Thränen glänzten in seinen Augen über die Leiden seines Herrn.

Alfred bemerkte seine Traurigkeit und rief aus: „Laß die Thränen, mein schöner Page, sie ziemen Dir nicht! Nimm die Laute und sing' mir ein Lied vor."

Da begann er mit rührender Stimme:

Rosalinde! holde Schöne,
Warum frei'st nicht jenen Ritter?
Der im Kampf, wie bei der Zitter,
Immer stehet obenan?
„Kann nicht freien jenen Ritter,
Freut mich nicht der Ton der Zitter,
Denn Alphons, mein schöner Ritter,
Ach! Alphons, er liebt mich nicht!"
Rosalinde! holde Schöne!
Welch ein Glück ist Dir beschieden!
Hörst Du nicht? Dich freit der König.

Achte jetzt des Ritters wenig,
Sieh', Dir winkt ein gold'ner Thron.
„Kann nicht freien einen König,
Achte jetzt des Thrones wenig;
Käm' mein Ritter, käm' mein Ritter!
Aber ach! er liebt mich nicht!
Er zog fort in weite Ferne,
O wie folgt' ich ihm so gerne,
Aber ach! er liebt mich nicht!"

Und es kam vom Meeresstrande
Schnell ein flinkes Boot zum Lande,
Und es trug Alphons den Ritter.
Rosalinde sich verkleidet
Als ein Knabe, und sie schreitet
Hin zum Strand mit Schwert und Zitter.

Und sie ward in's Schiff genommen,
Und sie sah den kühnen Streiter
An Mathildens Busen heiter,
Und in trunkner Liebeslust.
Ach! sie sah's mit stillem Jammer,
Schloß sich ein in ihre Kammer,
Seufzt': Der Ritter liebt mich nicht!

Und an einem schönen Tage
Man gewahrt des Feindes Flagge.
Rosalind' nimmt Schwert und Schild,
Stellt sich mit verborg'ner Freude
Kämpfend an des Ritters Seite,
Reicht ihm ihre Brust zum Schild.

Ach! sie sinkt von Feindes Lanze,
Sinkt und fällt im blut'gen Tanze,
Färbt mit Purpur das Verdeck.
Doch die Schlacht, sie ist gewonnen,
Und die frohen Sieger kommen
Jubelnd auf das Schiff zurück.

„Gott! mein Page! bist getroffen!
Ist denn Rettung nicht zu hoffen,
Willst Du wirklich von uns scheiden?"
„Bin Dein Page Rosalinde! —
Rosalind' stirbt gern für Dich;
Ach! ich liebte Dich, wie nimmer
Lieben wird ein Mädchen Dich."

Und der Ritter hört's mit Grauen,
Schwört, ein Kloster zu erbauen,
Wird ein frommer Pilgersmann,
Zieht bis Malta ohne Sohlen,
Ruhe dort sich zu erholen,
Wo ein heiß'rer Himmel scheint.
Und er starb im fernen Lande,
Wo er keine Freunde kannte,
Ach! und er starb unbeweint.

„Arme Rosalinde! Armer Ritter!" seufzte Alfred; „Du hast mich durch diesen Gesang sonderbar ergriffen; sollte sich das wirklich zugetragen haben?" fuhr er fort, indem er sich gegen seinen Pagen wandte.

„Ihr wißt,“ hub der Page an, „nach dem, was ich Euch schon erzählt habe, daß ich aus Schottland bin, und mein Vater ein Fischer ist. Oft hatte er Fremde zu beherbergen; eines Abends auch den berühmten Sänger Meard, der erzählte und sang gar manche seltsame Mährchen, unter anderm auch dieses Lied, von ihm habe ich es erlernt.“

„Hast Du auch etwas von seinen Erzählungen gemerkt?“ fragte Alfred, und da der Knappe es bejahte, fuhr er fort: „Magst mir einmal eine solche Mähre sagen, mich schmerzt heute ohnedem die Wunde stärker als die vergangenen Tage, und da gedenkt man denn doch der Schmerzen nicht so, wenn eine fröhliche oder schaurige Mähre der Vorzeit ertönt.“

Und indem der Knappe ihm neue kühlende Umschläge auf die Wunde legte, erzählte er Folgendes:

„In den verborgensten Schluchten des Erzgebirges lebte vor Zeiten ein liebliches Frauenbild, Idala geheißen; aber so schön sie auch war von Wuchs und Gestalt, so schwarz und häßlich war ihre Seele. Sie hatte sich ganz der Zauberei ergeben, und das Schloß, das

sie bewohnte, war von bösen Dämonen erbaut; schon beim ersten Anblick konnte man das an dem kühnen Bau erkennen, den sich keines Menschen Hand aufzuführen erkühnt hätte. Nur mit Schaudern und Entsetzen sprach man in den benachbarten Gegenden von ihr, indem sie jedermann mit ihren Spuckereien neckte, Jünglinge mit sich unter verschiedenen verführerischen Gestalten lockte und sie dann plötzlich in eine Wildniß zauberte, wo sie keinen Ausweg mehr fanden und eines jämmerlichen Todes sterben mußten. Hauptsächlich neckend bewieß sie sich aber im Spätherbst, und zu dieser Zeit war es sehr gefährlich in den Gebirgen zu weilen.

Zu eben dieser Zeit begab es sich, daß ein fahrender Rittersmann, mit Namen Hildram von Geierburg, nur von einem einzigen Knechte begleitet, durch das Gebirg trappte, aber nur zu bald konnte sein Pferd die steilen Anhöhen nicht mehr mit dem Reiter erklimmen. Hildram schwang sich also vom Rosse, befahl seinem Knappen ein Gleiches zu thun, und schritt sorgsam die Felsen entlang; das abgefallene Laub der Bäume knisterte und rauschte unter seinen ehernen Tritten.

Da kamen sie denn plötzlich auf einen freien Platz, und vor ihnen stand eine lieblich winkende Schenke. In dieser ging es denn auch sehr hoch her, und es waren viele Landleute im Tanz begriffen; schäumende Humpen voll edlen Weines zierten die Tafel, kurz, es war eine recht ritterliche Herberge. Der Wirth kam gleich unserm Ritter recht freundlich entgegen, ihn zum Nachtlager einladend, welches auch Hildram gerne annahm, da er schon eine lange beschwerliche Reise durch die Gebirge gemacht hatte, ohne eine andere Herberge zu finden, als elende Hütten. Als nun Hildram neben seinem Knappen im Saal so fröhlich dasaß und den silbernen Pokal voll schäumenden Weins mit starken Zügen leerte, gewahrte er plötzlich am andern Ende des Zimmers einen Ritter, der sein Familienwappen und Denkspruch auf dem Schilde führte; vermeinend es sei sein Bruder, der lange auf Reisen gewesen und bei Hildrams Abreise noch nicht heimgekehrt war, ging er auf denselben zu und reichte ihm die ritterliche Rechte. Da schlug der Ritter das Visir auf, und eiskalt drang es durch den eisernen

Panzerhandschuh Hildrams der Händedruck des Ritters, denn vor ihm stand sein Vater, der schon seit zehn Jahren gestorben war. Hildram schauderte empor und sah mit Schrekken, daß die ganze Gesellschaft aus Leichen bestand, die im wilden Tanz dahinbrausten.

Jetzt wurde der Lärm immer wilder, die Lichter verlöschten, von allen Seiten drangen die Spuckgestalten auf unsern Ritter ein, der wie ein Rasender um sich hieb. Allein was nützte sein Schwert gegen geistige Schatten, da er vergessen, das Zeichen des heiligen Kreuzes zu schlagen, welches sein Knappe wohlweislich gethan hatte, und auch noch die Thüre fand. Lange kämpfte der Ritter, da versank plötzlich die Schenke und der ganze Spuck, und an dessen Stelle befand sich ein trüber Teich, dessen dunkle Wogen wild emporbrausten.

Da stand der Knappe noch zitternd über den furchtbaren Spuck und beweinte den Tod seines Herrn. Dann entschloß er sich auf die Geierburg zurückzukehren, um dort die furchtbare Mähre zu verkündigen. Mit unendlicher

Mühe gelang es ihm, einen Ausweg aus dem Gebirge zu finden, und auf dem heimischen Schloß anzulangen. Herr Ott von Geiersburg, war so eben von seinen ritterlichen Fahrten zurückgekommen. Er staunte nicht wenig ob des Knappen Erzählung, und beschloß seinen Bruder trotz allen Gefahren, wo nicht zu retten, doch zu rächen; deßhalb ließ er sich sein Pferd vorführen, sich mit seinem blau angelaufenen, mit seltnen Zierrathen ausgeschmückten Harnisch wappnen, gürtete sein gewaltiges Schwert, mit Erz beschlagner Scheide, dessen Griff eine Kreuzgestalt war, um, und trat den Weg nach dem Gebirge an. Nach langem vergeblichen Umherstreifen, kam er endlich an den grauen See, wo der Spuck vor sich gegangen war. Da blickte plötzlich ein herrliches Frauenbild aus den schleimigen Wogen und rief:

Suchst Du Deinen Bruder auf?
Zeuch zu Idalens Burg hinauf,
Mögen Dir auch Gefahren winken,
Ritter, lasse den Muth nicht sinken!

Bei diesen Worten war sie verschwunden, und Herr Ott trug kein Bedenken, dem Rathe

zu folgen; war ja das Frauenbild so wunder-lieblich gewesen. Er brauchte auch nicht lange zu suchen, um die Burg zu entdecken, die auf einem hohen Berge, leuchtend im Sonnengold, vor ihm dalag; aber ein tosender Strom brauste zwischen der Burg und dem Ritter dahin. Da war keine Brücke zu schauen, nur ein eisernes Stäblein ging über den Strom hinüber; ohne sich lange zu bedenken, schlug der Ritter das Zeichen des Kreuzes und spornte sein Roß an, daß es auf den Stab hinsprengte, sich wohl scheu zurückbäumend. Aber kaum hatte das Roß die ersten Schritte gewagt, da wurde der Stab zusehends breiter, und war endlich zu einer ehernen Brücke gestaltet, und kühnen Schritts, sich vom Pferde schwingend, stieg der Ritter den Berg hinan. Da stand ein scheußliches Fratzengebild von riesiger Größe vor ihm, eine ungeheure Keule schwingend; und der Ritter schlug ein zweites Kreuz, — da zerstob das Ungethüm und krachend öffnete sich sogleich die eherne Pforte der Burg. Muthig schritt der Ritter klirrenden Tritts die Marmorstufen hinan, in einen geräumigen Saal, in dessen Mitte eine

ungeheure Cristallkugel schwebte. In diesem wimmelte es von seltsam gestalteten geistigen Gnomen und Schleierwittwen, von Fratzengebilden mit Schlangenköpfen, Pferdekörpern und anderen Ungeheuern, die sich nur die aufgeregteste Phantasie zu denken vermag. Oben aber hatte die Cristall-Kugel eine Oeffnung; bei des Ritters Eintritt in den Saal, schwebten die schwarzen Gestalten heulend aus der Oeffnung empor, und lagerten sich wimmernd in einen dichten Kreis um den kühnen Ritter. Da schlug Herr Ott ein drittes Kreuz und das Schwert mit beiden Händen fassend, hieb er auf die Cristall-Kugel zu, daß sie in tausend Trümmer zersplitterte. In diesem Augenblick erbebte das ganze Schloß von einem ungeheuren Donnerschlage, tiefe Finsterniß umgab den Ritter, heulend fuhren die Unholde um ihn her, doch muthig stand Herr Ott, auf Gott vertrauend, sein breites Schwert schwingend. Nachdem er so eine Weile dagestanden hatte, tönte eine sanfte Musik, die Saalthüren sprangen klirrend auf, ein strahlender Schein verbreitete sich in dem Gemach und mit majestätischer Grazie schritt Idala mit

Hildram daher, und verneigte sich tief vor dem Ritter.

Herrlich war die Zauberjungfrau zu schauen, ein goldlockichtes Haar floß hinab bis über den weissen Gürtel, der mit einer Demant-Schleife das Purpurgewand festhielt, dessen lange Schleppe die künstliche Stickerei auszeichnete.

„Edler Ritter," also wandte sich Idala gegen Herrn Ott, „Ihr habt mir heute, ohne es zu wissen, einen Dienst geleistet, der einer Krone werth wäre. Ihr habt mein ganzes Erdenglück, vielleicht auch jenes in Walhallas Hallen auf immer gesichert; denn ach! den dunklen Mächten hatte ich mich aus Leichtsinn ergeben und ohne Eure Hülfe würde ich wohl nimmer von ihnen losgekommen seyn, denn sie umdüstern das Herz, sie schmeicheln mit den Freuden Czernebock's den stolzen Sinn, so daß selbst Freya und Odin nur selten einen Lichtstrahl werfen kann in die umnachtete Seele."

„Nur mit Eurer Frömmigkeit und Eurem starken Christengotte konnte es Euch gelingen, der dunklen Heckla Werk zu zermalmen, und so mich auf ewig von ihrem Bund zu lösen.

Hier habt Ihr Euren Bruder, dem kein Leid auf meiner Burg widerfahren ist. Doch möcht' ich Euch auch gerne einen Dienst erweisen, sagt an was Ihr begehrt?"

Da hob Herr Ott sein schweres gewaltiges Ritterschwert, und indem er Idalen den Kreuzgriff vorhielt, rief er mit starker Stimme: „Dieß sei Dein Gott, den bete an, doch sollst Du nicht bloß ihn im Bilde ehren, nein, denn er wohnt in jenen lichten Sphären, sondern in der Wahrheit."

Und vor dem Ritter ließ sich Idala auf die Kniee nieder, brünstig hob sie die Hände zum Mittler empor und versprach aus treuer Seele sich der Lehre Christi ganz zu weihen.

„Wohlan denn!" rief der Ritter, „dann habe ich noch eine Bitte an Dich; meine Mannen verlangen, daß ich ein adeliges Weib heimführe auf meine Burg; Deine Schönheit, Deine Bekehrung gefällt mir, werde meine Gattin."

Sanft erröthend schwieg Idala; doch zog sie mit dem Ritter und seinem Bruder auf dessen Schloß, wo sie bald getauft ward und eine eifrige Christin wurde; nach Jahr

und Tag reichte sie wirklich ihre Hand dem frommen Ritter Ott von Geierburg. Das alte Schloß aber, das sie bewohnt hatte, fiel bald in Schutt und wurde von jedem lebendigen Wesen geflohen. Nur Wölfe und Raben schlugen dort ihre Herberge auf und der wilde Jäger hielt dort seinen Anstand."

Hier endigte der Knappe, der Ritter dankte ihm liebreich für die Erzählung, eben wollte er sich anschicken eines kurzen Schlafes zu genießen, da trat ein Krieger in das Gezelt. „Glück auf, Alfred!" rief er aus, „wir werden siegen, ein furchtbarer Komet zeigt gegen Norden, gleich einem Schwerte erstreckt sich sein Strahlenschweif."

Da trat Alfreds Knappe vor das Zelt und betrachtete den herrlichen Stern, den das ganze Lager für ein gutes, die Norweger aber für ein böses Zeichen hielten.

8.

In einen ungeheuer schweren Panzer gehüllt, von hundert Lanzenreitern umgeben, sprengte Donnabain zu Wittikinds Heer.

Drohend erhob sich der schwarz entfaltete Panner, doch drohender noch standen Norwegens riesige Krieger.

Hier erblickte das Auge den stolzen Asdur, der das Steuer der schwimmenden Schiffe zu lenken verstand. Schwarz war sein Panzer und schuppig; hier stand Wittikind, umringt von dänischen Rittern, Harold sein Sohn war auch dem Vater gefolgt. Schwach war zwar noch der Arm, doch schwang er schon muthig die Keule, denn von jeher war er im Kampf gewesen; das Schild seines Vaters war seine Wiege.

Hier warf Dikoback die Wurflanze mit gelenkigem Arm in die Höhe und fing sie mit dem Schild zurückschleudernd, und ringsum staunten ihn die Ritter an, und zitterten, wenn sie an den Holmgang gedachten, wo er mit der Lanze Bogenschwung Azas Heldenbrust durchbohrte. Dort hielt der muthige Ottur sein Roß zurück, welches ungeduldig den Boden stampfte und Falkos Klinge durchblitzte in sausenden Streichen den Feind gewärtigend die Luft. So stand das düstere Heer der Norweger, hochstämmig wie ihre

Heldenbuchen, schon wogte hier und da ein Haufen, und die Häuptlinge jagten zu ihren Horden und langsam wälzte sich der kriegerische Klumpen dem Christenlager zu. Auch hier war Alles in Bewegung, Mann an Mann gereiht, stand eine unabsehbare Wand, und zwischen ihr ragten wie Thürme die berittenen Ritter hervor und hinter ihnen hielten die Lanzenreiter. Tausend Hellebarden senkten sich auf einen Wink, und vor ihr verbargen sich die flüchtigen Bogenschüzzen in die umherstehenden Gebüsche und sandten manchen Pfeil dem, noch in der Ferne heranziehenden Feinde entgegen.

Jetzt standen die Heere sich nahe genug, um gegenseitig das Schwarze im Auge zu erkennen, und wie auf einen Zauberschlag zertheilte sich die eherne Wand, auf beiden Seiten den Feind angreifend, und durch die gegebene Lücke jagten die Lanzenreiter und Ritter dem Centrum des Feindes zu. Ein wüthender Kampf begann von beiden Seiten, während die Schwertstreiche auf den ehernen Panzern erklangen, sangen dort Scalden, hier Minstrel, und von Neuem ermuthigt, fielen die Streiche dichter und kraftvoller. Lange dauerte die Schlacht,

der Sieg schwankte noch immer zwischen beiden gleich mächtigen Partheien; schon breitete sich die Nacht hin über die Kämpfenden und bedeckte mit ihren dunklen Schleiern die blutigen Scenen, denn schon mancher Christen- und Heidenritter hatte mit seinem Blute die Erde gedüngt. Endlich wankte das Heidenpanier, und die Fahne des heiligen Georgs von Capadozien wehte kühner einher. Zurück zogen sich die Heiden, das Christenheer aber unterließ die Verfolgung, weil, noch zu unbekannt in jenen norwegischen Gebirgen, die Gefahr, die ihm bevorstand, zu groß war. Mit lärmender Kriegsmusik zog sich das Heer zum Lager zurück, wo noch der verwundete Alfred in seinem Zelte ruhte.

9.

Des Tages Fackel war erloschen, finstere Nacht hatte sich über die Natur verbreitet, der Gesang der Vögel war verstummt, nur die Nachtigall schlug noch, und die Eule zog auf Raub; der hungrige Wolf heulte in dem Gebirge und der Geier breitete seinen Fittich aus und krächzte; da brannten in einem Halbrund

vor Odins Bild drei und dreissig lodernde Fackeln und warfen einen gräulichen Schein auf die Götzengestalt, und zehn Heidenpriester und Jungfrauen umgaben diese Gottheit, und vor ihr dampfte frisches Blut vom gräulichen Menschenopfer. Da trat an Gunnellens Hand Jutta in den Kreis; sie war bleich wie der Tod, die aufgelösten Flechten ihres Goldhaares wallten hinab über den wogenden Busen. Dennoch trat sie fest vor die Priester hin und sprach mit lauter Stimme:

„Mächtige Priester und keusche Jungfrauen, die ihr die Ehre Odins und Freya befestiget, hört mich! Ich sollte Donnabains Gattin werden, er hat auch großes Recht auf meine Hand, da er mich aus den Händen der Christen befreite; doch ich hasse irdische Bande. Vor diesem Bild des mächtigen Odins, dessen Hand von Süden nach Norden und von Osten nach Westen reicht, will ich den Schwur ewiger Keuschheit ablegen, und so ihr mich aufnehmt, eine geweihte Priesterin werden.“ Jetzt legte sie die Hand auf's Herz; ach vergebens suchte sie das Gefühl zu bekämpfen, das sie noch für Alfred empfand und das ihr in diesem Augenblick

als die größte Sünde vorkam; o wie hatte sie mit sich selbst, mit ihrer Leidenschaft gekämpft, bis es ihr gelungen war, diesen heldenmüthigen Entschluß zu erfassen und sich der Gottheit zu weihen, wo sie zu gleicher Zeit eine Scheidewand zwischen ihrer frühern Liebe zu Alfred und dem, dem Donnabain geleisteten Versprechen aufthürmte.

Die Priester betrachteten sie eine Zeitlang schweigend, beteten dann lange vor Odin, und nahmen endlich, die Jungfrau in ihrer Mitte, den Weg zum Tempel, der in einer alten Schlucht, von ungeheuren Felsen umgeben, finster dastand. Es schien, als wandelten alle Schatten derer, die dort erschlagen und geschlachtet wurden, in düsterem Zwielicht, zwischen den Buchen einher, die in geheiligter Zahl am Eingang des Tempels dastanden, und mit ihrem dichten Laub die Gegend noch mehr verfinsterten. Durch ein in Granit gehauenes Thor gelangten sie in das Innere des heiligen Ortes, wo Odin in Riesengestalt auf einem Marmorpostament, reich übergoldet und mit Blut bespritzt dastand; rings um ihn her hingen Fahnen und Siegestrophäen überwundener Feinde, und vor ihm brannten

in großen Schalen hellleuchtende Feuer, beständig von der Opferpriesterin unterhalten *), und weiter hinab war der Tempel mit seltsamen Figuren ausgeschmückt und mit Runnenschrift geziert.

Hier sah man Odin den einen Fuß auf Ezernebock gestützt; doch gleich daneben stand Ezernebock und überstrahlte Odin noch an Pracht **). Da war die Göttin der ehelichen Liebe

---

*) Nicht allein bei den Sonnenjungfrauen, auch bei den alten Deutschen, und vorzüglich in dem so alterthümlichen Norwegen war es Sitte, Opferfeuer vor den Götzenbildern zu brennen und dieselben durch eine reine Jungfrau unterhalten zu lassen.

**) Ehedem glaubte man, daß der böse Geist einst in Walhalla neben Odin gethront habe, später aber, weil er lasterhaft wurde, hätte er den Himmel verlassen müssen und viel an seiner göttlichen Kraft verloren. Einst aber werde ein Tag kommen, wo Ezernebock sich mit Odin wieder versöhnen und seine schlechten Handlungen bereuen würde; dann werde er Odin noch überstrahlen an Pracht, und das Ende der Welt seyn.

zu schauen, die heilige Freya; dort standen minder erhabene Gottheiten, und alte norwegische Scenen erhabener Herrscher schmückten den übrigen Raum aus.

Wenn heute noch ein einsamer Wanderer in jenem Lande der alten Sagen dahinschreitet, wenn er dann und wann noch einen verwitterten Runnenstein erblickt, stillsteht, und sich zurückdenkt in jene romantische Zeit des Aberglaubens, aber auch der Biedersitte und Gastlichkeit; welch einen schrecklichen Abstich muß das nicht auf unsere Tage werfen!

Wenn er sich zurückdenkt in jene Zeit, wo hier ein Ritter daherschritt, dort eine Zauberjungfrau mit tausend Gefahren um sich werben ließ, und wieder ein edler Scalde von Burg zu Burg zog und liebliche Mähren sang, o mit welchen romantischen Gefühlen erfüllt das sein Inneres! Aber mehr noch als alles dieses, mehr noch als die Trümmer einer alten Ritterburg wird sein Gefühl in Anspruch genommen, findet er zufällig auf seinem Wege noch ein Denkmal der alten Heidenzeit.

Jutta erhielt bald die Würde einer Prie-

sterin und wurde, nach unzähligen Ceremonien, zu Odins Tempeljungfrau geweiht.

So wie ein junger Fant die erste Nacht, wo er den Ritterschlag erhielt, bei seinen Waffen in der Kapelle des Schlosses wachen mußte, so mußte auch die Tempeljungfrau die erste Nacht einsam im Tempel zurückbleiben und Odins Feuer unterhalten. Auch Jutta hatte diesen Auftrag erhalten, die Priester, die Jungfrauen und die Fackelträger hatten sich entfernt, nur ein trübes Licht warf Odins Opferflamme in die entfernten Räume des geheiligten Ortes.

Schon war sie einige Stunden so dagestanden, mit ihren eigenen Gefühlen kämpfend, da vernahm sie in ihrer Nähe ein leises Wimmern; sie hielt es für das Gekrächze eines Nachtvogels, aber als die Töne immer stärker wiederholt wurden, schauderte sie zusammen; dennoch hatte sie Muth genug, der Leitung der Stimme bis in den Hintertheil des Tempels zu folgen, wo sie eine stark mit Riegeln versehene Fallthüre am Boden gewahrte, aus der das ängstliche Wimmern zu kommen schien.

Bei den alten Heiden wurden die den Göt=

tern geweihten Opfer in einem eigen dazu verschlossenen Gewölbe im Tempel aufbewahrt. Dieß war Jutta nur zu gut bekannt, und bald konnte sie wahrnehmen, daß die ängstlichen Töne von einem so unglücklichen Schlachtopfer des Aberglaubens herrührten. Gutherzig von Natur, und den finstern Götzendienst verabscheuend, obgleich er ihr als Priesterin heilig eingeprägt ward, fühlte Jutta gegenwärtig keinen größern Wunsch, als den Unglücklichen zu retten. Allein wie wäre es möglich gewesen, die Riegel zu sprengen, zu denen kein Schlüssel vorhanden war; überdieß welcher Gefahr setzte sie sich aus! Jedoch dieß Alles konnte sie nicht verhindern, einen Versuch, ihren Wunsch in Erfüllung zu bringen, zu wagen, aber vergebens; traurig kehrte sie zum Altar zurück, da gewahrte sie plötzlich am Fußgestelle des Götzenbildes ein niedliches, reich mit Diamanten besetztes Kästchen. Jutta tritt näher, eröffnet es und entdeckt in demselben, zu ihrer Freude einen goldenen Schlüssel. Schnell eilte sie mit demselben zur Fallthüre zurück. Der Schlüssel sperrt, das Schloß ist eröffnet; eine tiefe Treppe ging in das Gewölbe hinab, welches

ches jetzt von dem matt widerprallenden Schein der Decke des Tempels mit einer geisterartigen Helle überleuchtet wurde. Ein Jüngling lag am Boden, der bei Eröffnung der Thüre emporschrack und mit dem Ausruf: „Ist's jetzt schon Zeit? Verlangt Ihr jetzt schon Euer Opfer, ihr finstern Mächte?“ wankenden Schrittes heraufraumelte. Bleich wie der Tod stand er nun vor Jutta, die er für die Priesterin hielt, welche ihn zum Tod befördern sollte; aber bald versicherte ihm Jutta's sanfte Stimme das Gegentheil und er erkannte seine Retterin in ihr, der er dankend zu Füßen stürzte.

„Steht auf!“ begann jetzt die junge Priesterin, „und sorgt für Eure weitere Flucht! Seht, hier linker Hand ist ein Ausweg, der Euch, wenn Ihr bei dessem Ausgang den Fußsteig, den Ihr dort antreffen werdet, einschlagt, bis zum Christenlager bringt. Doch ehe Ihr mich verlaßt, nennt mir wenigstens Euren Namen und ob Ihr ein Christenritter seid; es hat noch lange hin, bis der Tag anbricht, und eine Ueberraschung ist nicht zu befürchten, da ich als Priesterjungfrau bei meiner Einweihung von Niemand beunruhigt werden darf.“

Da erhob sich der Jüngling, und nachdem er seinen Dank gestammelt hatte, erzählte er folgende Geschichte:

„Auf der finnischen Grenzmark, zwischen zwei ungeheuren Felsen, steht die alte Ullerburg, ein unüberwindliches Schloß, das Eigenthum meines Vaters und später mein Erbe; eingeschlossen von allen Seiten von den schroffsten Gebirgen, über die fast unzugängliche Wege führen, ist sie so zu sagen, beinahe von der ganzen übrigen Welt abgeschieden. dort verlebte ich meine Jugend in Gesellschaft Ludmillens, einer Anverwandtin meines Vaters; wir wuchsen zusammen auf und schon in unsern kindlichen Herzen entspann sich eine gegenseitige Neigung, die mit jedem Tage höher stieg.

Eines Morgens ging ich an Ludmillens Seite über den Bezirk unseres Schlosses. Es war ein herrlicher Morgen und die Natur in ihrer vollsten Blüthe; da gewahrten wir einen Pilger auf dem Rasenteppich ausgestreckt, einen großen Paternoster in seinen Händen; näher hinzutretend, erkannte ich ihn genauer. Es war ein ehrwürdiger Greis, lange Silber-

locken wallten um seine erhabene Stirne, sein Antlitz war edel und majestätisch. Als er uns gewahrte, richtete er sich empor und spendete uns seinen Segen.

„Mit dem verschont uns," entgegnete ich ihm, „wir sind Finnen und kennen Deinen Christengott nicht. Uebrigens rathe ich Dir so bald als möglich diese Gegend zu verlassen, in der Du keinen Augenblick sicher bist gefangen zu werden, wo Dich dann das traurige Loos erwartet, geopfert zu werden." Staunend sah mich der Pilger an und begann dann mit langsamen Worten:

„Jüngling, ich danke Dir für Deinen wohlgemeinten Rath, aber diese Gegend kann ich nicht verlassen. Zeige mir einen dichten Platz im Walde, wo ich sicher bin, nicht entdeckt zu werden; für meine Nahrung weiß ich schon zu sorgen, da ich sehr viele Pflanzen und Wurzeln kenne."

Trotz unserer Warnung blieb er auf seinem Vorsatze und wir sahen uns endlich gezwungen, ihm, wenn er nicht entdeckt werden sollte, eine Höhle anzuweisen, die nur uns bekannt war.

Von diesem Tage an besuchten wir den frommen Mann sehr oft. Er erzählte uns sehr viel aus seinem frühern Leben, daß er lange Zeit Ritter gewesen sei und manche unedle That verübt, deßwegen habe er sich auch zur Buße auferlegt von der Welt abgeschieden in ewiger Einsamkeit zu leben. Vorzüglich hätte er aber dieses Land aufgesucht, um wo möglich einige Heiden zu bekehren und dadurch seine Sünden abzubüßen; hier kam er nun auf die Vorzüge der christlichen Religion, aus der er uns Manches erklärte, was wir mit Aufmerksamkeit anhörten. Täglich gewann diese Lehre mehr Reiz für uns, weit zahlreicher waren von nun an unsere Besuche bei dem Einsiedler, und ohne es zu wissen, waren wir im Stillen selbst Christen geworden.

Eines Tages, als wir wieder bei ihm waren, brachte er eine Schale mit Wasser.

„Ich hoffe, Ihr werdet nicht mehr widerstreben, Christen zu werden," hub er an und ertheilte uns die heilige Taufe.

So verstrichen uns ein Paar Jahre; der Einsiedler wurde stets von uns besucht und bestärkte uns immer mehr in seiner heiligen Lehre. Doch

auch unsere Liebe hatte immer mehr zugenommen und als wir ihm eines Tages unsere heftigen Gefühle entdeckten, trug er kein Bedenken, uns nach christlicher Sitte zu verehlichen; bald erhielten wir auch die Erlaubniß von unsern Aeltern dazu, und unsere Verbindung wurde im Heidentempel vollzogen. So lebten wir einige Zeit im Besitz des höchsten Glückes, da fanden wir eines Morgens, an dem wir eben den Greis wieder besuchen wollten, die Höhle leer. Voll Schrecken traten wir den Rückweg nach der Ullerburg an, wo mein Vater voll Zeichen der Freude uns entgegen kam.

„Ich habe heute ein sehr edles Wild gefangen," hub er an, „einen Christen-Mönch."

„Und was habt ihr mit ihm vor?" rief ich voll Entsetzen.

„Er hat bereits an dem dunklen Odin im Thal verblutet."

„Heiliger Gott!" rief ich aus, und stürzte besinnungslos zu Boden. Als ich wieder erwachte, befand ich mich in einem tiefen Kerker, meine Hände an die Mauer geschlossen. Ich konnte mir nur zu gut denken, daß ich verra-

then war und sahe wahrlich den Augenblick meines Todes mit Freude entgegen.

Es mochte wohl mitten in der Nacht seyn, da klirrten auf einmal die Riegel meines Gefängnisses, und mein Vater, eine Leuchte in der Hand, trat hurtig ein.

„Unglücklich Geblendeter!“ hub er an, „nur zu gut ist es mir bekannt, daß Du den Glauben Deiner Väter gegen das Christenthum vertauscht hast. Ich sollte Dich gleich jenem schändlichen Mönch, der Dich verführt hat, den dunklen Göttern opfern! Doch die Vaterliebe siegt über meine Rache.“ Bei diesen Worten öffnete er meine Fesseln. „Flieh!“ rief er aus, mir den Bund Schlüssel reichend, „flieh! Du kennst den unterirdischen Gang; für heute Nacht verspreche ich Dir eine sichere Flucht; doch, sobald morgen der Tag graut, sitzen meine Reiter auf und folgen Dir nach allen Wegen. Wehe Dir, wenn sie Dich erhaschen; Du findest dann keinen Vater mehr, sondern nur einen Rächer der erzürnten Götter.“

Ich eilte fort aus dem Schloße dem Christenlager zu. Dort wurde ich willig aufgenommen und war nun in vollkommener Sicherheit;

doch bei dem letzten Kampf hatte ich das Unglück, in der Hitze des Gefechts mich zu weit vom Heer zu entfernen; ich wurde von den Norwegern umringt. Ich wußte, daß mein Leben auf jeden Fall verloren war und wehrte mich ritterlich so lang ich konnte; doch endlich verließ mich die Kraft, ich sank ermattet zusammen, wurde von den feindlichen Kriegern fortgeschleppt, und hier in diesem Tempel sollte ich geopfert werden. Zum Glück war ich verwundet *) und wurde daher noch aufgespart, doch Ihr holdes Mädchen habt mich errettet. Nie wird Euch das Rannaltholf vergessen."

Hier schwieg der Jüngling. Jutta hatte ihm aufmerksam zugehört, und ungewiß über Alfreds Schicksal, den sie damals, von Donnabains Keule getroffen, verließ, wagte sie folgende Rede an ihn zu stellen:

„Habt Ihr keinen Ritter, Namens Alfred, im Heere kennen lernen?"

---

*) Ein Verwundeter durfte den Göttern nicht vor seiner vollkommenen Genesung geopfert werden.

„Sehr gut!“ entgegnete der Jüngling; „jedoch lag er krank in seinem Kriegsgezelt, von einem Norweger im Zweikampf getroffen, und mußte während des letzten Kampfes sein Zelt hüten.“

Tief seufzte die Jungfrau bei diesen Worten; dann erinnerte sie den Jüngling, daß es jetzt Zeit zu seiner Flucht sei. Er gehorchte, doch versprach er zuvor, Alles für Jutta zu thun, wenn sie einst seiner Hülfe bedürftig wäre.

Der Morgen stieg herauf mit jugendlichen Farben und malte jeden Thautropfen zu einem glänzenden Diamant. Jutta hatte die Fallthüre wieder verschlossen, den Schlüssel an Ort und Stelle gelegt und das Opferfeuer fortwährend unterhalten; da traten die Priester herein, von einer Menge Krieger begleitet, und wollten den entflohenen Jüngling aus dem Kerker abholen und vom Leben zum Tod befördern. Jutta warf sich an den Stufen des Altars nieder, und rief: „Ihr sucht vergebens! die Götter haben ihr Opfer selbst geholt. Als ich heute Nacht wachte, durchfloß ein sanftes Licht den Tempel, ein heller Schein war ringsum ausgegossen und Odin selbst in seiner größten

Majestät schwebte zur Pforte herein. Ich warf mich zu Boden und verschloß die Augen, denn seine Pracht war zu groß für einen Sterblichen. Da hörte ich Thüren auf- und zugehen, und als ich mich wieder erhob, war Alles verschwunden und die Opferflamme brannte lichter." Kaum hatte Jutta diese Rede beendet, als sich die staunenden Priester und Krieger, ganz von der Wahrheit dieser Erzählung versichert, vor dem Götzenbilde zu Boden warfen und Dankgebete anstimmten, daß sie Odin so beehrt habe. Die Priesterin aber wurde für eine Heilige gehalten, da sich ihr Odin offenbart hatte.

10.

Der Nordwind heulte und drehte das abgefallene Laub und den leichten Schnee in grossen Wirbeln vor sich her; der liebliche Bach, der mit den Blumen gekost, die an seinem Rand emporgewachsen waren, floß jetzt wild braussend dahin, bäumte seine, vom aufgerührten Schlamme schwärzlichen Wogen empor und riß die Staude mit sich fort, die er in den schönen Tagen des Lenzes ruhig bespülte. Der Gipfel der Berge war Eis; der Hirte trieb nicht wie sonst das muntere Vieh zur Weide,

er selbst hatte sich eingeschlossen in die kleine Hütte und legte Steinkohlen zum Feuer; sein Weib hielt das schlummernde Kind auf seinen Armen und blickte gedankenlos in den Wintersturm hinaus; kurz, die Natur war abgestorben, kalter rauher Winter lag über Norwegen ausgebreitet. Tausend Feuer flammten im Christenlager empor, und die Krieger hatten sich um sie her gelagert. Auch Alfred ging, jetzt völlig genesen, wieder im Lager umher; ihm folgte sein treuer Schildknappe, auf dessen Stirne sich eine Wolke des Trübsinns gelagert hatte. Der Ritter unterhielt sich eben mit dem Heidenjüngling, der das Lager glücklich erreicht hatte und ihm seine Rettung mittheilte. „Also sahst Du Jutta?“ begann Alfred, „also sahst Du sie selbst? Wie, und sie hätte sich den Götzen geweiht? O sprich! sage mir Alles! Du wirst mich schwach nennen, aber bei Gott! ich kann nicht anders; das Mädchen besitzt mein ganzes Herz, ich würde Alles für sie hingeben!“

Mit weggewandten Augen hörte der Schildknappe diese Rede, und es schien, als rollten Thränen über seine Wangen herab. Der fremde Heidenjüngling aber erschöpfte sich in Jut-

ta's Lob und immer höher stieg die Liebesgluth des Ritters; sein Schildknappe aber hatte sich von ihm weg und zurück in's Gezelt begeben. Dort ergriff er seine Laute, stimmte sie und sang:

Alle Wesen trinken Liebesgluth
Aus dem Becher der Natur,
Und sie steiget wie des Meeres Fluth
Bis hinauf zu Gottes Spur.
Rittersmann, Vasall und Knecht
Weih'n sich ihren Freuden;
Doch verschmähter Liebe Pein,
Wer kennt ihre Leiden?

Naht der Frühling sich dem Blumenflor,
Liebend koset die Natur,
Fröhlich klingt der munt're Sängerchor,
Liebe weilet auf der Flur.
Alles liebt sich rings umher,
Ich nur wein' und klage,
Denn verschmähter Liebe Pein
Trübet meine Tage.

Einsam weinend starr' ich in die Nacht,
Oede scheint mir die Natur;
Und wenn ringsumher die Erde lacht,
Scheint's mir eine Todtenflur.
Ach! ich wandle so betrübt,
Fliehe alle Freuden,

Denn verschmähter Liebe Pein —
Ich kenn' ihre Leiden.

Hier schwieg er, die Laute sank nachlässig aus seinen Armen; trübe Gedanken schienen sein Inneres zu erfüllen; da trat sein Herr in's Gezelt. „Sattle die Rosse!" rief er aus, „ich will einmal wieder einen kleinen Ritt unternehmen!" Und der Knappe, den Befehl seines Ritters vollziehend, zäumte seinen und Alfreds prächtigen Rappen, und nun jagte der junge Ritter, von seinem Knappen begleitet, über die äussersten Posten des Lagers hinaus, den Gebirgen zu. Der Schnee war hart gefroren und knisterte unter des Rosses Hufschlag. Enger hüllte sich der Ritter in seinen Mantel, und betrachtete trübsinnig die abgestorbene Landschaft. Schon waren sie eine ziemliche Strecke geritten; der Pfad, den sie eingeschlagen hatten, war schlangenförmig nach den Gebirgen und in dieselben gewunden. Jetzt standen sie vor einem großen Felsen, der sein beschneites Haupt bis in die Wolken emporhob; mit Staunen bemerkte hier der Ritter eine Höhle, die mehr der Kunst, als der Natur ihren Ursprung zu verdanken schien.

„Wer mag wohl diese Höhle bewohnen?“ sprach Alfred, indem er sich zu seinem Knappen wandte. „Laß uns absitzen und dieselbe untersuchen.“

„Bei Gott, Herr Ritter, was fällt Euch ein?“ entgegnete der Knappe, „Ihr wollt diese Höhle untersuchen, die vielleicht ein Raubnest ist, oder ein Sammelplatz norwegischer Krieger; wie könnt Ihr es wagen, so ohne Begleitung, in einem fremden Lande der Barbaren, hinabzusteigen in eine Schlucht, unbekannt mit ihrer Einrichtung?“

Mit einem drohenden Blick wandte sich Alfred gegen den Knappen. „Ist das mein Page?“ hub er an; „Jener Jüngling, der mir zweimal das Leben rettete, der im Schlachtgetümmel der Erste war, welcher an meiner Seite focht; der zittert nun vor den Gefahren, eine elende Höhle zu durchsuchen! Suche Dir einen andern Herrn auf, wenn Du nicht Muth besitzest, dem Tode ins Auge zu schauen.“

Knappe. Nicht um meinetwillen, um Euch, Herr Ritter, zittere ich. Ihr thut mir Unrecht, wenn Ihr mich der Furcht beschuldigt, denn mein einziger Wunsch ist, noch ehe der

Feldzug beendigt seyn wird, in Norwegen zu fallen.

Ritter. Und warum so traurig? Warum wünschest Du Dir in dem Lenze Deiner Jugend den Tod? Es entging mir Deine Schwermuth nicht; ein geheimer Kummer scheint Dich niederzubeugen, entdecke ihn mir, vielleicht kann ich Dir helfen. Doch sei offenherzig gegen mich; längst schon bemerkte ich, daß Du das nicht bist, für was Du Dich ausgiebst. Du scheinst mir kein bloßer Page zu seyn, Dein ganzes Benehmen zeigt etwas weit Edleres.

Knappe. Ach, Herr Ritter, Ihr irrt Euch, ich bin nichts weniger und nichts mehr, als Euer Schildknappe; doch was meinen Trübsinn anbetrifft, den schreibe ich einer unglücklichen Liebe zu.

Ritter. Und der Gegenstand dieser Liebe? Nenne ihn mir, vielleicht läßt sich die Unerbittliche erweichen, ich will ein gutes Wort für Dich reden.

Hier schien der Knappe einige Zeit verlegen, doch plötzlich sich fassend, hub er an:

„Die Dame meines Herzens ist Isabella, dasselbe Fräulein, das Ihr aus Räuberhänden er-

rettet habt. Ich liebe sie, wie man nur ein Mädchen lieben kann; doch vergebens ist all' mein Schmachten, denn ich besitze einen zu mächtigen Nebenbuhler, der Isabellens ganzes Herz besitzt."

„Und der wäre?" fragte Alfred.

„Ihr selbst Herr Ritter!" —

„Unmöglich!"

„Es ist nur zu gewiß, daß Isabella Euch liebt, Euch anbetet."

„Ich habe sie doch in ihres Vaters Schloß oft besucht und nie etwas davon beobachtet."

„Mag seyn; Ihr waret auch zu gleichgültig, um Isabellens Neigung zu erspähen, indeß ich ganz Feuer auf den kleinsten Umstand achtete."

„Und woher weißt Du, daß ich sie rettete? Wie kamst Du ins Schloß? Schildknappe, Du wirst mir immer räthselhafter!"

„Ich hörte es von ihr selber; auch kam ich ins Schloß auf die leichteste Art, indem ich Isabellens Vater meine Dienste antrug, der sie auch annahm."

„Isabella sollte mich lieben? Knappe, das wäre mir gar nicht lieb, ich müßte ja die

holde Jungfrau betrüben, wenn ich Ihr meine Abneigung zu erkennen gäbe."

„Ihr habt wohl recht, edler Ritter; aber nur zu gewiß ist es, daß sie ohne Euch nicht zu leben vermag."

„Schweig!" rief jetzt Alfred aus, der sich während dieses Gesprächs vom Roß geschwungen hatte, „laß uns die Höhle untersuchen und die Liebesgeschichten aufsparen, bis wir wieder in unsere Heimath kommen."

Bei diesen Worten begann er in die düstre Höhle hinabzusteigen. Ihm folgte der Knappe, der vorher die Rosse an einen Baum gebunden hatte; beide hatten ihre Schwerter entblößt und untersuchten den feuchten Boden; anfangs war die Höhle finster und geräumig, bald aber gewahrten sie einen Schein, der durch eine Felsenspalte einzudringen schien, und ein langer Gang zeigte sich. Sie schritten muthig durch denselben hin und kamen in ein großes Gewölbe, das oben einige Oeffnungen hatte, durch welche wieder ein matter Schein herabfiel. Staunend sahen sie, daß sie sich in einem Grabgewölbe befanden; bleierne Särge erfüllten rings umher das Todtengewölbe

wölbe. Noch standen Alfred und sein Knappe in tiefes Staunen versunken, als von dem Gange her zahlreiche Tritte erschallten; die Flucht zu ergreifen, war es schon viel zu spät, sie wußten also kein anderes Mittel, als sich hinter einige Särge zu verbergen. Bald nahte sich ein Zug von Fackelträgern und Heiden-Priestern, die einen Sarg herbeitrugen; nun begannen sonderbare Zeremonien, dann wurde der Deckel verschlossen, der Sarg den übrigen beigesetzt, und der Zug entfernte sich wieder.

„Was war das!“ rief jetzt Alfred, aus seinem Hinterhalt hervortretend.

„Nach meinen geringen Kenntnissen,“ entgegnete der Knappe, „glaube ich, wir befinden uns in der Nähe eines Heidentempels und wo ich mich nicht täusche, führt der Gang, durch den sich der Zug entfernt hat, selbst dahin.“

„Wohl!“ begann Alfred, „so laß uns noch ein wenig harren, bis sich die Priester ganz entfernt haben, dann wollen wir selbst denselben Weg einschlagen.“

„Ein neues, noch weit gefahrvolleres Unternehmen beginnt Ihr, Herr Ritter! Kennt

Ihr die verabscheuungswürdigen Opferdienste nicht? Wie leicht können wir erhascht werden, dann sind wir ohne Barmherzigkeit verloren."

„Dann haben wir noch ein Schwert, uns zu vertheidigen! Folge mir!" Mit diesen Worten setzte der Ritter, in Begleitung seines Knappen, den Weg weiter fort.

11.

Jutta stand vor Odins Bild; sie hatte zum zweitenmale die Ehrenwache erhalten und die Unterhaltung des Opferfeuers zu besorgen. Es war schon tiefe Nacht geworden, und im Tempel war es stille wie im Grab. Jutta sang mit leiser Stimme:

Meiner Jugend
Gold'ne Tage
Sind verschwunden in des Stromes Fluth,
Meine Freuden
Sind geblichen,
Um mich her dampft heißes Opferblut.

Wie so lieblich,
Wie so heiter
Flossen meiner Kindheit Tage hin;
Wie so munter,
Wie so fröhlich
Hüpft' ich durch die bunten Fluren hin.

Kehret wieder,
Gold'ne Tage!
Doch ihr seid verklung'ner Lieder Ton.
Eine Heidin,
Blut'ge Priest'rin,
Das war meiner Tugend höchster Lohn.

Als ich Alfred,
Jenen Christen,
In dem blanken Kriegerschmuck erschaut,
Eine Christin
Sollt ich werden,
O warum hab' ich ihm nicht vertraut!

Blut'ger Odin,
Deine Priest'rin,
Wollt', ich wär', ich wär' es nimmermehr!

Hier wollte sie weiter fortfahren, da eröffnete sich plötzlich eine geheime Thüre, die ihr selbst noch unbekannt war, und ein Ritter, von seinem Knappen begleitet, das bloße Schwert in der Hand, trat herein; kaum aber erblickte er Jutta, so stürzte er auf sie zu und preßte die Opferjungfrau in seine Arme.

„Was ist Euch, Tollkühner!“ rief diese mit Entsetzen aus. „Wer seid Ihr, der es wagt, in diesem Heiligthum die Priesterin zu berühren?“

„Ich bin Alfred, jener Ritter, der Dich im Christenlager liebgewonnen und noch heute sein Leben willig für Dich hingibt. Was kümmern mich Deine Götzen! ich habe Dich wieder, Du bist in meinen Armen!“ Also rief Alfred und preßte die schwach Widerstrebende nur noch stärker an seine Brust.

„Entferne Dich, Unglücklicher!“ entgegnete Jutta, „was willst Du hier, wo Dir der schrecklichste Tod droht? Eile, entferne Dich! Ueberrascht man uns, so sind wir Alle verloren!“

„Ich entferne mich nicht ohne Dich! O es muß sich süß sterben in Deiner Nähe! Fühle es, Grausame, wie mein Herz schlägt! Und Du kannst mich von Dir stoßen? O eile, eile! folge mir in's Lager, werde meine Gattin. Jutta, ich beschwöre Dich, flieh' diesen gräßlichen Götzendienst! flieh' ihn, und folge mir in meine Heimath! O laß Dich erflehen!“ Also rief der Ritter und zog Jutta, trotz ihres Widerstandes, mit sich fort. Doch in diesem Augenblick erhob sich ein Geräusch an der Thüre des Tempels, sie sprang auf und Donnabain, an der Spitze seiner Knechte, trat herein.

„Ha! finde ich Dich so, keusche Tempeljungfrau!“ rief er aus. „Deßhalb verschmäh'test Du meine Hand, um im Beiseyn des mächtigen Odin mit einem Christenkrieger zu buhlen! Und das gibst Du, Gott, zu, und schleuderst nicht einen Blitz auf die Verworfene, die es wagt, diesen Ort zu entheiligen? Aber ich will Dich rächen, blutig rächen!“ Bei diesen Worten griff er Alfred an, der, mit seinem Knappen Rücken an Rücken gelehnt, verzweifelnd focht. Allein für Donnabains Kraft waren Beide zu wenig; er schleuderte sie mit einem Schildschlag an Odins Altar nieder und winkte seinen Knechten. Bald waren die Unglücklichen entwaffnet und gefesselt. Der trotzige Norweger ließ sie, nebst Jutta, auf sein Schloß bringen, wo sie bald in einem tiefen Thurm ihre Thorheit, den Tempel besucht zu haben, bereuen mußten.

12.

Die Sonne warf ihr mattes, kaltes Licht auf das weite Eisfeld, dicker Dampf erhob sich vom Lager, und die Krieger, der steten Ruhe überdrüssig, wünschten eine entscheidende Schlacht. Da stand der Heidenjüngling Ronalthols mit verschränk-

ten Armen an der äussersten Spitze des Lagers und harrte vergebens auf Alfreds Rückkehr. Auch dessen Knappe kam nicht. Da wurde ihm seine Besorgniß zur Gewißheit, daß Alfred irgend ein Unglück gehabt haben müßte. Er war ein kühner, entschlossener Jüngling, und da er wohl ahnete, wie theuer die Heidenjungfrau Alfred wäre, so glaubte er zu gleicher Zeit einen Theil seiner Schuld abzutragen, wenn er ihn aus einer wahrscheinlichen Gefahr errettete. Er trug daher kein Bedenken, so leicht bewaffnet er auch war, den Hufschlag von Alfreds Roß aufzusuchen; es war auch sehr leicht, die Spur in dem hartgefrornen Schnee zu entdecken, und derselben aufmerksam folgend, kam auch er zu jener Höhle.

Noch waren die Rosse auf derselben Stelle angebunden, und zeigten nur zu deutlich, daß ihre Herren in diese Höhle hinabgestiegen wären. „Ein echter Mann vollbringt nie eine Sache halb,“ so dachte Ronaltholf, und stieg muthvollen Tritts hinab in die Gewölbe. Zum Glück fand er den Tempel leer; nun konnte er sich wohl Alles zusammenreimen, und gab Alfred und seinen Begleiter beinahe für verlo-

ren, da er sie in der Gewalt der Norweger nun gewiß wußte. Doch beschloß er, noch ein Mittel zu versuchen, die Unglücklichen zu retten. Er kehrte zurück in's Lager, erzählte Alfreds Unfall und bot seine ganze Ueberredungskunst auf, doch die beiden Gefangenen aus den Klauen der Götzendiener zu retten. Alle liebten den jungen Ritter, und selbst die Feldherren hätten ihn nicht gerne verloren; als daher Alles nach Kampf rief, gaben auch sie ihre Einwilligung und Befehle, daß das Heer sich sogleich ordnen solle, um vorwärts rücken zu können. Das Lager aber wurde dießmal, da man sich einen glänzenden Sieg versprach, abgebrochen, und voll der kühnsten Hoffnungen, mit fliegenden Panieren, zog das Heer tiefer landeinwärts und erstürmte schon am ersten Tage eine stark befestigte Burg. Von da aus zog man gegen Donnabains befestigtes Schloß. Während dieser Zeit hatten aber auch schon die Norweger eine starke Kriegsschaar aufgeboten und führten sie dem Feinde entgegen. In einem Thale, keine halbe Tagereise mehr von Donnabains Burg entfernt, trafen sich beide Heere. Eine blutige Schlacht begann. Wir wollen

sie jetzt kämpfen lassen und zu Alfred zurückkehren.

13.

Da lag der Unglückliche, neben ihm sein treuer Knappe, den er nun mit sich in's Verderben gestürzt hatte; tief seufzte er, doch war unser Ritter betrübt, so war es der Schildknappe nicht minder, aber in einer ganz andern Art. Weder Kerker noch Tod konnten ihm eine Thräne abpressen; er dachte nur an seine Liebe und wischte sich manchen Thränentropfen aus dem dunkelblauen Auge.

„Verzeih' mir, treuer Page," sprach jetzt der Ritter, „daß ich an Deinem Unglück schuld bin; ich fühle jetzt wie thöricht der Schritt war, den ich gewagt habe. Ach! ich habe Dich mit mir in's Verderben gezogen. O daß ich Dich, nur Dich jetzt retten könnte! Ich wollte gerne Alles verlieren."

Da erhob sich der Page und begann mit wehmüthiger Stimme: „Laßt Euch das nicht anfechten, Herr Ritter, ich suchte ja so nur den Tod, und glücklich, daß ich ihn einmal gefunden habe. Jenseits wird uns dieser Tod,

den wir von Heidenhand als Opfer in einem fremden Land erleiden, auf eine höhere Stufe stellen, als die ist, die wir jetzt begleiten. Ich liebte es schon von jeher, in den Stürmen des Schicksals durch einen edlen Ministrelgesang den Muth zu stärken, und so Ihr es erlaubt, werde ich ein Lied anstimmen, das uns in unsrer jetzigen Lage stärken soll."

Der Ritter bejahte es, und der Knappe begann:

Als der Heiland stand auf Golgatha,
Blickt' er in der Feinde Schaar,
Gütig, mild, so wie er war,
Lächelt freundlich er, dem Tode nah'.

Nahet heldenkühn dem Kreuzpfahl sich,
Leidet duldend seinen Tod,
Ihn umstrahlet Morgenroth,
Und Mariens Leidensohn erblich.

Lächelt, Märtyrer, im Heldentod,
Leidet, duldet wie er litt,
Wie er stets mit Leiden stritt,
Und auch euch umstrahlt ein Morgenroth.

Seht ihr, wie er mit der Palme winkt,
Lächelnd wie ein Meteor?
Euch umschwebt der Engel Chor,
Wenn ihr muthig mit dem Tode ringt.

Zaget nicht, dort winkt die Ewigkeit,
Engel heben euch hinauf,
Edel endet euer Lauf,
Lächelt auf verkürzte Erdenzeit.

Hier endigte der Knappe und der Ritter begann:

„Du hast recht, laßt uns als Männer sterben, nur eines ist's was mich an das Leben bindet. Ich habe zu Hause noch eine holde Schwester, Mathildis ist ihr Name, falle ich, so steht sie ganz verwaist, denn längst schon ging mein Vater ein, in jene gesegneten Hallen der Ruhe. Ich bin noch ihr einziger Schutz gewesen, und mit mir sinkt ihre letzte Stütze. Längst schon wünschte ich, sie sollte sich einen tapfern biedern Ritter zum Gemahl wählen, aber noch immer blieb sie unschlüssig in ihrer Wahl; der Liebe Zauberfeuer hat noch nicht ihr Herz gefesselt, wäre es nur das, daß sie allein auf meinen Gütern lebt, es wäre meine wenigste Sorge. Aber ein schändlicher Nachbar, Robert von Kenthal geheissen, sah sie eines Tages und entbrannte von Liebe, von Liebe? — o nein! dieses Wort darf ich hier nicht gebrauchen, der Elende kennt nur das

Gefühl der Sinnlichkeit. Oft schon bestürmte er das arme Mädchen, wagte es sogar bei mir um ihre Hand anzuhalten; Du kannst Dir leicht denken, welche Antwort ich ihm ertheilte; ich verbot ihm den Burgfrieden meines Schlosses auf immer. Die schwarze Seele voll Groll auf mich, stürmte er von dannen, er wagte es nicht mich zum Zweikampf zu fordern, denn gewöhnlich ist das Laster feig. So lange ich im Schloße weilte, ja, ich darf sagen, so lange er mich am Leben weiß, bin ich sicher, daß Mathildis vor seinen Liebesbestürmungen gesichert ist, aber ach! erfährt er meinen Tod, wehe dann meiner Schwester!" Hier senkte der Ritter das Haupt trübsinnig.

„Vertraut auf Gott!" rief der fromme Knappe, „er verläßt die Unschuld nie, und ist es denn schon gewiß daß wir sterben müssen? kann unsere Gefangenschaft und Gefahr nicht im Lager bekannt worden seyn? — Bei Gott schwöre ich es! wüßten es die tapferen Krieger, daß wir hier schmachten, sie würden uns retten!"

14.

Während sich Ritter Alfred und sein

Knappe folgendermassen unterhielten, fand ein ganz anderes Gespräch zwischen Donnabain und Jutta statt.

Der stolze Norweger hatte das Mädchen schon früher liebgewonnen, seine Brust flammte von der feurigsten Liebe. Es ist daher leicht begreiflich, welche ungeheure Wuth ihn zu verzehren schien, als er erfuhr, daß sie seine Hand ausgeschlagen und eine Priesterin geworden sei. Er konnte zwar nichts dagegen einwenden und mußte sich vor der Hand duldend verhalten; dennoch aber beschloß er, sie im Tempel aufzusuchen und zu entführen. Gerade an jenem unglückseligen Tage, wo Alfred den verborgenen Gang aufgefunden und in die heiligen Hallen getreten war, kam auch er, so wie wir früher wissen, dahin. Wie noch weit höher mußte seine Wuth entflammen, als er sie in den Armen eines Christen-Kriegers erblickte; dennoch aber hatte er Fassung genug seinen Nebenbuhler nicht in der ersten Hitze zu morden. Nein, in diesem Augenblick dämmerte ein ganz anderer Plan in seiner Seele empor; er wollte mit dem Leben des Christen das heidnische Mädchen erwerben. Er hatte sie

mit sich in sein Schloß geschleppt, dort ließ er sie vor sich kommen und redete sie mit folgenden Worten an:

„Jutta, Du weißt welche gegründeten Ansprüche ich auf Deine Hand hatte; aus welchen Gründen Du mich verschmähtest, ist mir freilich unbewußt, doch wir wollen das dahingestellt seyn lassen. Dein Leben, so wie das des Christenritters und seines Knappen, liegt in meiner Hand, Du kannst Beide und Dich selbst retten. Du weißt, welche Ehre ich in Norwegen genieße, weißt, was meine Ahnen geleistet, weißt, was ich selbst bin. Gib mir Deine Hand und noch heute sind beide Gefangene frei. Sie mögen ungehindert in ihr Lager zurückkehren, ich werde Dich selbst stets ehren und lieben, und nie mehr dieses Fehltritts gedenken, den Du Dir zu Schulden kommen ließest.“

Staunend stand einige Zeit die Jungfrau da; ach! Alfreds Bild trat nur zu lebhaft vor ihre Seele. Sollte sie Donnabain, der nie die Stimme eines sanfteren Gefühls Gehör gab, der nur durch seinen Arm, durch seine Opfer berühmt war,

sollte sie ihm die Hand reichen? — „Nein nimmermehr!“ rief sie aus, und wandte ihr Antlitz ab von ihm. Da fuhr mit einem höhnischen Lächeln der Norweger also fort:

„Wohlan, Du willst nicht auf meinen guten Rath achten, ich werde Dich den Heidenpriestern übergeben, sagen, was ich sah, Du wirst selbst als entweihte Priesterin vor Odin bluten, doch zuvor soll der Ritter seinen Geist aushauchen am Opferaltar. Fluchen wird er Dir in seinem letzten Todeskampf, daß Du ihn nicht gerettet; fluchen, daß Du selbst, die ihm Liebe geheuchelt, ihn dem Tode weihtest!“ Also rief Donnabain, und auf einen Wink standen seine Knechte bereit. „Sattelt mir mein Roß!“ rief er aus, „laßt zwanzig Lanzenreiter aufsitzen und schleppt die zwei Gefangenen in den Schloßhof!“

Jutta kämpfte einen Todeskampf, ach! sie sah im Geiste jenen edlen Christenritter verbluten. „Halt ein!“ rief sie endlich aus, „laß sie frei, ich bin die Deinige.“ — Lächelnd gab Donnabain andere Befehle, und ließ die Gefangenen vor sich rufen.

„Ihr seid frei,“ sprach er zu ihnen. „Ihr

könnt nun in Euer Lager zurückkehren, Jutta hat Euch befreit.“

„Und um welchen Preiß?“ rief Alfred, Schlimmes ahndend.

„Ach, ich bin für Dich verloren!“ entgegnete das Heidenmädchen, „Donnabain wird mein Gemahl.“

„Wie!“ rief Alfred, „nimmermehr! Lieber will ich mein Leben am Opferaltar verbluten, als meine Freiheit um diesen Preiß erkaufen.“ — „Und noch zwei Menschen mit Dir ins Verderben stürzen, fügte Donnabain höhnisch hinzu. „Glaubst Du, Jutta und Dein Knappe entrinnen dem Tode, wenn Du Dich weigerst, meine überdieß schon überschwengliche Gnade anzunehmen? Glaubst Du, Gefangener, Dein Wort vermag etwas? Was kostet es mich, Dich und Deinen Knecht erwürgen zu lassen und Jutta als meine Buhlerin in einen Thurm zu sperren? Wer fragt nach meinen Handlungen? Blick um Dich, betrachte diese Mauern, meinen Arm kennst Du schon und meine Lanzenknechte nehmen es mit Euren Rittern auf.“

Alfred stand stumm; um sein Leben wür-

de er die stolze Rede des Norwegers nicht ertragen haben, aber es galt drei; mit einer trotzigen Antwort konnte er sie mit sich ins Verderben reissen; dieß machte ihn nachgiebig. Noch einen Blick warf er auf Jutta; ach, noch einmal drückte er ihre Hand; dann, dann sagte er dem Schlosse Donnabains, wohl frei, aber mit blutendem Herzen auf immer Lebewohl.

15.

Es war ein stürmischer Wintertag, der Schnee vom Winde gepeitscht, durchströmte die Luft, als Alfred und sein Knappe das heidnische Schloß verlassen hatten; noch von ferne sahen sie die beschneiten Kuppeln der Wartthürme, noch von ferne hörten sie den Ruf der regsamen Wachen, schon waren sie eine Strecke weit vorwärts gezogen, als plötzlich ein Schwarm heidnischer Krieger gegen sie herankam.

„Sollen wir denn durchaus verloren seyn!" rief Alfred. „Mit dem Verlust meines Glükkes habe ich unsere Freiheit erkauft; das, was mir am Theuersten war, habe ich verloren, und

nun

nun kaum der Todesgefahr entgangen, winkt uns schon wieder eine neue. Laß uns lieber fechtend sterben, als noch einmal in Gefangenschaft gerathen.“ Während dieser Zeit hatte sich der Schwarm genähert, die Klingen blitzten gegenseitig wie Wetterleuchten; gleich Löwen fochten die beiden Christen, aber immer neue Kämpfer drangen auf sie ein. Der Knappe war so ermattet, daß er bewußtlos zu Boden sank. Nun war des Ritters Rücken bloßgegeben; von allen Seiten fielen die Streiche hageldicht auf ihn, und bald taumelte er, mit Blut bespritzt, nach heftiger Gegenwehr neben dem ohnmächtigen Knappen zur Erde nieder. Mit Jubelgeschrei wurden sogleich die beiden Unglücksgefährten von den Heiden fortgeschleppt. Auf Strako's Felsenschloß hielt der Schwarm. Dort kam Alfred mit seinem Pagen auf's Neue in's Gefängniß; sein Tod schien auch daselbst gewiß, denn jetzt hatte er keine Jutta mehr, die ihn retten konnte.

Nicht lange waren sie als Gefangene auf Strako's Burg, denn schon am andern Morgen trat ein Heidenpriester, nebst Fackelträgern und einigen Laien in das Gefängniß. Alfred

und sein Knappe wurden festlich geschmückt, Kränze in ihr Haar gewunden, und dann, von einem langen Zuge begleitet, ging es fort, einem Thale zu, in dem sich die Bildsäule des Heidengottes, aus Quarz bearbeitet, befand. Langsam und feierlich nahten sich die Priester, bald stimmten sie ein heulendes Geschrei an, dann nahten sie sich den Opfern. Alfreds Knappe war der Erste, der den Altar besteigen mußte. Mit einem wehmüthigen Blick auf seinen Herrn, gehorchte er, die Priester fingen an, ihn zu entkleiden.

Da sprang plötzlich ein ganz geharnischter Ritter mit sechs Knechten aus einem Gebüsche hervor, und schlug mit geballter Faust den Priester, welcher das Opfermesser in der Hand hatte, zu Boden; dann mit seinen Knechten auf die Heiden eindringend, zeichnete er mit seinem Schwerte einen strahlenden Kreis um sich, dem nichts widerstand. Bald kamen mehrere Reisige und Knechte der Christen herbei, die Heiden mußten weichen, und Alfred wurde bald von seinen Banden befreit. Da nahte sich sein Retter, und sagte: „Alfred, dankt es Gott und dem Glücke, daß ich noch zu rechter Zeit

kam, Euch von diesem schmählichen Tode zu retten. Doch wir wollen jetzt Euerm getreuen Knappen zu Hilfe kommen, welcher ohnmächtig am Altare niedergesunken ist!"

„Gott, was ist das!" rief Alfred, als sie ihm zu Hilfe gekommen waren, ihn wieder in's Leben zurückzubringen, „es ist eine Jungfrau!" und erstarrt vor Erstaunen trat er zurück. Der Ritter hatte sie endlich zu sich gebracht, sie schlug mit dem Ausruf: „Gott! wo bin ich!" ihre Augen auf, und Alfred sagte, indem er sie mit Theilnahme an der Hand nahm: „Bei Euern Freunden, und ausser Todesgefahr."

Da bemerkte sie, daß sie beinahe gänzlich entkleidet, und daß nun ihr Geschlecht entdeckt sei. Da durchzuckte, wie ein Blitz, plötzlich ein Gedanke Alfred, und mit dem Ausruf: „Heiliger Gott! seid Ihr wirklich Isabella!" stürzte er zu den Füßen des entdeckten Pagen. Mit einem tiefen Seufzer sagte sie: „Ja, ich bin die unglückliche Isabella, meine Leidenschaft zu Euch verleitete mich, diese gefährliche Rolle zu übernehmen und keine Drangsale und Todesgefahr zu scheuen, um nur in Eurer Nähe

seyn zu können.“ Da ermannte sich Alfred, und mit dem innigsten Gefühle nahm er sie in seine Arme, mit den Worten: „Du gute, treue, liebe Seele! Wie verblendet war ich, Euch nicht erkannt zu haben; o verzeiht meinem Leichtsinn, und schenkt mir Eure fernere Liebe!“

Eine hohe Röthe goß sich über Isabellens Angesicht; ihre Augen glänzten gleich den Strahlen des edlen Diamants, und mit Freuden sprach sie: „O mein Geliebter! meine Liebe zu Euch hört nur mit dem Tode auf!“

„Himmlisches Mädchen!“ erwiederte der, durch so viel Liebe gerührte Alfred, „himmlisches Mädchen! darf ich meinen Ohren trauen, ist es möglich, was ich vernahm? Und ich Undankbarer, ich konnte kalt bleiben bei so viel Liebe! Mein Gefühl konnte schweigen bis heute! O Isabella, verzeiht mir, verzeiht einem Geblendeten, der erst heute den Diamant zu unterscheiden versteht. Und Euch, Euch konnte ich so vielen Gefahren aussetzen, Euch konnte ich in den Händen der Mörder sehen, ohne daß meine innere Stimme mir zurief: „Das ist Isabella!“ O holdes, reines Geschöpf, bin ich

es noch würdig, Dich um Deine Liebe zu flehen? Dich der meinigen mit dem heiligsten Eid zu versichern?"

Ein zärtlicher Blick, ein Händedruck war Isabellens Antwort.

„Und wer bist Du, edler Ritter," fragte Alfred, indem er sich gegen den Unbekannten wandte, „der uns aus den Händen der Heiden befreite? Sei jedes Lohns gewärtig, den Du von mir heischen magst und der in meinen Kräften steht!"

„Ich werde Dich beim Wort halten," entgegnete der Ritter, „ich bin Ronaltholf, ich erfuhr die schreckliche Gefahr, in der Ihr schwebtet, sie ward dem ganzen Heere durch einen heidnischen Ueberläufer bekannt, der sich taufen ließ; da nahm ich eine Abtheilung der beherztesten Krieger, und bin so dem Heere vorausgeeilt, welches mir auf dem Fuße folgt. Glücklich, daß ich noch zu rechter Zeit ankam, um Euch zu retten."

Kaum hatte er diese Rede geendet, als schon von fern her ein fröhlicher Kriegsmarsch ertönte, und die hellpolirten Panzerstücke der

hoch zu Roß sitzenden Ritter im Sonnengold daher blitzten.

Als sie sich nach und nach genähert hatten, schloß das Heer einen Kreis um das Heidenbild. Da geboten die Feldherrn das Götzenbild zu zertrümmern und an seiner Statt ein Kreuz zu errichten. Es geschah; lange Seile wurden um den Quarzstein gebunden und dann von den Kriegern mit vereinten Kräften Odin zu Boden gestreckt; bald darauf ward ein Kreuz an derselben Stelle errichtet.

Das Heer zog vorwärts, den Heiden entgegen, welche zu einer allgemeinen Schlacht bereitet, dastanden. Alfred, von den traurigen Begegnissen ausser Stand gesetzt, mit dem Heere in die Schlacht zu ziehen, begab sich mit Isabellen und Ronaltholf zurück ins Lager, um sich zu erholen und zu seiner Abreise vorzubereiten, indem er entschlossen war, nach England zurückzukehren. Schon am andern Tage kamen Boten vom Heere, welche die Nachricht brachten, daß die Heiden gänzlich geschlagen wurden, und daß das christliche Heer noch mit dem Verfolgen der fliehenden Feinde beschäftigt sei. Lauter Jubel herrschte nun im La-

ger, und es wurde gezecht und gejubelt, und Alle freuten sich, daß sie Aussicht hätten, in ihre Heimath zurückkehren zu können. Bald darauf kamen mehrere Ritter mit ihren Reisigen und Knechten von dem Heere im Lager an. Alfred vereinigte sich mit ihnen zur Rückkehr in's Vaterland. Ronaltholf blieb der stete Begleiter Alfreds; ein bereitstehendes Schiff nahm bald sie sämmtlich auf, die Anker wurden gelichtet, und nach und nach verloren sie Norwegens Küste aus den Augen.

16.

In einem blauen Stahlpanzer, mit silbergetriebenen Figuren ausgeschmückt, eine rothe Feldbinde umhängend, stand Ritter Richard von Kenthal an dem großen Steintische seines Schloßsaals, auf dem sein Helm, der einen Drachenkopf bildete, dalag. Mit starken Schritten ging er jetzt im Schloßsaale auf und nieder, und schleuderte nach einer Weile seine großen Panzerhandschuhe auf den Steintisch, vor sich hinbrummend:

„Wo doch mein Knappe bleibt!“

Da eröffnete sich die Saalthüre, und ein

Page, einen Brief in der Hand haltend, trat herein.

Er näherte sich seinem Herrn und überreichte ihm das Schreiben, mit den Worten: „Es kommt von Norwegen.“

Hastig brach Richard das große Siegel entzwei, in dem er den Degenknopf seines Freundes Alebert erkannte, und las folgende Zeilen:

„Freund Richard, das Geschick scheint Dir günstig zu seyn. Alfred befindet sich in der Gewalt der Norweger; Du kannst leicht denken, daß er mit dem Leben nicht davon kommen wird, vollführe also Deine Pläne, wie es Dir selbst am Besten dünkt. Was mich betrifft, ich wünschte mir nichts, als wieder in meinem lieben England zu seyn und dieses rauhe Norwegen nie gesehen zu haben. Grüße von meinerseits die schöne Mathildis, und denke an Deinen Freund

Alebert.“

Heitern Sinnes warf jetzt Richard den Brief von sich, setzte seinen Helm auf, fuhr in die Panzerhandschuhe und gab den Befehl,

Alles was in der Burg sei, sollte sich bewaffnen und zum Abmarsch bereit halten. Er selbst bestieg kurze Zeit nachher seinen prächtigen Falken und jagte an der Spitze seiner Vasallen und Knechte durch das langgewundene Burgthor seines Schlosses hinaus.

17.

An ihrer Stickrahme, eine Laute neben sich liegend, saß Mathildis; eben war sie mit dem Sticken einer schönen Feldbinde beschäftigt, welche sie ihrem Bruder bei seiner Rückkehr zum Geschenk machen wollte. Aber bald ließ sie die Hand in den Schoos sinken, und nachdenkend schüttelte sie das kleine Lockenköpfchen.

Sie hatte in der vorigen Nacht einen wundersamen Traum gehabt. Sie befand sich auf einer schönen Wiese, rings von blühenden Blumen umringt; da schwebte plötzlich ein Geier, kaum bemerkbar, über ihrem Haupte, doch indem er sich in großen Kreisen auf sie hinabstürzte, gelangte er zu einer furchtbaren Größe. Schon stand er im Begriff, seine Beute zu fassen, schon befahl die sanfte Mathildis ihre Seele Gott, da rauschte plötzlich ein Fal-

ke neben ihr empor, und trotz des ungleichen Kampfes erlegte er den riesenmäßigen Geier, und setzte sich dann schmeichelnd auf ihren runden Arm.

An diesen Traum gedachte sie so eben, da ergriff sie die Laute, durchlief in rauschenden und sanften Akkorden die Saiten hin und sang:

Ach! Bruder, was weilst Du so lange, so fern?
Wie ist mir so bange, so bange, wie gern
Drückt' ich Dich auf's Neu' in die Arme;
Ich seh' nur Gefahren, ich sehe nur Tod,
Erblicke ich Norweg, ist's blutigroth;
Dich, Dich seh' ich, Alfred, gefallen.

Es schwebet ein Geier mit Krächzen herab;
O rette mich, Alfred, o wende ihn ab!
Schon greifen nach mir seine Krallen.
Sei Du mein Falke! dann sprech' ich ihm Hohn,
Dann wird mein stammelndes Danken Dein Lohn,
Dann trotze ich allen Gefahren.

Wenn Alfred vertheidigt mit mächtiger Faust,
Steht fest in Donner und Sturmesgebrauß,
In trotziger Feinde Schaaren.
Ach, Bruder, was weilst Du so lange, so fern?
Wie ist mir so bange, so bange, wie gern
Drückt' ich Dich auf's Neu' in die Arme.

Kaum hatte sie geendet, da ertönte vom Thurme herab das Lärmhorn des Wächters, und bald rasselte es von Bewaffneten im Schloßhof und auf den Gängen. Mathildis wußte nicht, was dieß Alles bedeute, und eben wollte sie sich nach der Ursache erkundigen, als der Burgvogt selbst in's Zimmer trat und folgendermassen anhub:

„Verzeiht, schönes Fräulein, daß ich Euch eine so traurige Botschaft hinterbringen muß. Richard von Kenthal ist mit seinen Knechten gegen unsere Burg im Anzuge. Ihr wißt, was Ihr Alles von ihm zu befürchten habt; ich habe also meine Befehle ertheilt und die Thore verrammeln lassen; eher wollen wir uns unter den Ruinen dieser Burg begraben lassen, als daß wir einen Friedensvertrag annehmen, den er in der nächsten Stunde wieder umstossen würde.“

„Wackerer Schloßvogt!“ entgegnete Mathildis, „ich weiß nicht, wie ich Euch genug danken soll für Euer reges Streben, mich zu schützen. Laßt uns auf Gottes Beistand hoffen, wenn auch unsere Macht zu schwach ist gegen Richards Schaaren!“

„Gnädiges Fräulein, so schwer es mir wird,

Euch zu betrüben, muß ich Euch doch sagen, daß, was die Stärke anbetrifft, ich wohl eine Belagerung von einem Jahre hinter diesen festen Mauern aufnehmen wollte; aber wir sind leider nicht hinlänglich mit Vorrath versehen, und können höchstens den Sturm oder die Belagerung einen Monat aushalten."

„Nun, laßt uns darob nicht verzagen!" erwiederte Mathildis, „wer weiß, wie sich bis dahin unser Schicksal wendet!"

„Wenn nur der junge Herr jetzt von Norwegen zurückkäme, aber" —

„Aber?" fragte Mathildis.

„Ach! gnädiges Fräulein, erlaßt mir das Weitere!" entgegnete der Alte und wischte sich mit weggewandtem Antlitze eine Thräne aus dem Auge.

„Nein!" rief Mathildis immer ängstlicher, „nein, Alter, bekenne, sage mir Alles, was Du weißt; ich werde mich zu fassen wissen."

„Wohlan!" begann der Schloßvogt, „hier im Schlosse bekamen wir vor einigen Tagen durch einen Knappen die Nachricht, daß Junker Alfred von einem heidnischen Schwarm gefangen und den Götzen geopfert worden sei."

„Heiliger Gott!“ rief Mathildis und sank mit schlotternden Knieen zusammen; ihr Bewußtsein war entschwunden. Der Schloßvogt sparte kein Mittel, mit Hilfe ihrer Kammerfrau sie in's Leben zurückzurufen, welches erst nach Verlauf einiger Stunden gelang.

Während dieser Zeit hatte Richard von Kenthal das Schloß umzingelt und jeden Weg, der aus der Burg führte, besetzt. Schon am zweiten Tage begann er einen wüthenden Sturm, doch vergebens, und nur zu bald sah er die Unmöglichkeit ein, die Burg so schnell erobern zu können. Er beschloß daher, sie fortwährend eingeschlossen zu halten, bis sie sich selbst auf Gnade und Ungnade ergeben würde.

Schon zeigte sich auf dem Schlosse der Mangel an allen Lebensmitteln; schon hatte Mathildis Lieblingsfalke sein Leben hergeben müssen, um das seiner Herrin zu fristen; schon machte der Vogt Anstalten zu einem Ausfall, welches das letzte verzweifelte Mittel war, dem Hungertode zu entrinnen. Da stellte sich eines Morgens ein freudiges Ereigniß für die Bewohner der Burg dar. An der Spitze des Waldes zeigten sich Haufen von gepanzerten Reisigen

und Knechten, welche wüthend über die Schaaren Richards von Kenthal herfielen. Der Burgvogt erkannte sogleich, daß es Krieger von dem Heere in Norwegen waren; freudig rief er: „Das ist gewiß unser edler Herr, welcher aus Norwegens eisigen Gefilden zurückkommt und sein angegebener Tod ist nur ein Mährchen. Wer sollte sich sonst so thätig unserer annehmen.“ Alles was Wehr und Waffen tragen konnte, zog, den Vogt an der Spitze, aus der Burg, um Theil an dem Kampfe im Thale zu nehmen.

Richard wehrte sich mit seinem Streithaufen auf das Verzweifeltste, aber seine Schaaren wurden bald theils niedergeworfen, theils in die Flucht geschlagen, und Ronaltholf hatte selbst Richard zu Boden gerannt, worauf derselbe gefangen auf die Burg abgeführt wurde.

Alfred zog bald, in Begleitung seiner ritterlichen Freunde, in die Burg ein. Mit Freuden empfing Mathildis ihren Bruder; da führte er ihr Isabella zu, mit den Worten: „Umarme Deine zukünftige Schwester!“

„Ich bin nicht allein Dein Retter, Mathildis,“ hub Alfred nach einiger Zeit an; „dieser Jüngling,“ indem er auf Ronaltholf zeigte, „hat großen Antheil an der glücklichen Ausführung, denn er war es, der, als wir an der Küste anlangten, vorauseilte, um Dir, geliebte Schwester, meine baldige Ankunft anzuzeigen. Mehr geflogen, als geritten ist er, um mir die Belagerung meiner Veste anzuzeigen. Seiner großen Eile haben wir es zu verdanken, daß er die mit mir angekommenen Ritter noch angetroffen hat, und so war es möglich, dieselben zu unserm Beistande aufzufordern, um mit uns und ihren Reisigen und Knechten vereint, die Burg von jenem Räuber Richard zu befreien.“ Nachdem Alfred die ihm beigestandenen Ritter trefflich bewirthet hatte, zogen sie mit ihrem Gefolge wieder von dannen.

Bald entspann sich die innigste Liebe zwischen Mathildis und Ronaltholf. Nach Verlauf von ein Paar Monaten wurden in der Schloßkapelle die zwei glücklichen Paare verbunden, deren Nachkommen sich stets durch Edelmuth und Tapferkeit auszeichneten.

Richard von Kenthal aber wurde wegen seinen vielen Verbrechen von dem Gerichte verurtheilt, enthauptet zu werden, und seine Güter Ronaltholf, als ein ewiges Lehen, übergeben.

Das

Das
Gottes-Gericht,
oder
die Unschuld siegt.

Eine
helvetische Geschichte
des XV. Jahrhunderts.

Der Frühling hatte auf's Neue die Fluren mit seinem Jünglingsgewande bekleidet, tausenderlei Kräuter sproßten auf's Neue aus den Alpen empor, grüner Farbenschmuck deckte hier und da das röthliche Gestein, dessen Gipfel der Schnee bedeckte, welcher schon seit undenklichen Zeiten dort liegt und nur dann und wann in einer Lawine sich, Verderben bringend, in die Thäler herabstürzt.

In einem der lieblichsten Thäler Helvetiens, rings von ungeheuern Felsen umgeben, stand eine ärmliche Hütte, in welcher der alte Rudolph mit seiner einzigen Tochter Hedwig wohnte. Beide lebten von dem Ertrag ihrer Heerde und einiger kleiner Felder, die sie selbst bebauten. Aber trotz des schlichten Lebens und der Zurückgezogenheit, in welcher Rudolph lebte, schlug doch unter seinem leinenen Kittel ein

Herz, das einem Fürsten vielleicht ewigen Ruhm erworben hätte.

In seiner Jugend war er als Knappe mit einem helvetischen Ritter in der Welt umhergezogen, und nachdem er mit diesem einst dem Kaiser in einem Gefechte beistand, wurde der Ritter von einem Lanzenstich entseelt niedergestreckt.

Rudolph kehrte traurig mit der Feldbinde und dem Schilde seines Herrn zu dessen Anverwandten zurück, und verkündigte diesen des Ritters Tod; dann aber erkaufte er sich jene Hütte, um in Ruhe und Frieden den Rest seiner Tage zu beschließen.

Schon hatte er zwei Jahre dieselbe bewohnt und war täglich mit seiner kleinen Heerde auf die Alpen gezogen, deren üppiges Gras dieselbe reichlich ernährte, als plötzlich eine seiner Ziegen von der Heerde verschwand, und erst bei spätem Abend sich wieder einfand.

Rudolph achtete zwar wenig auf diesen Vorfall, doch als am folgenden Tage die Ziege sich wieder entfernte, ward er aufmerksam, und beschloß, falls sie am nächsten Tage dieses wieder thun sollte, ihr zu folgen.

Wie er es sich vorgenommen hatte, voll=

brachte er es auch und folgte dem Thiere mit großer Gefahr, da die Ziege immer höher und höher die Alpen hinaufstieg.

Endlich stand sie still, und zu Rudolphs nicht geringem Erstaunen, nährte sie ein Kind, welches am Boden lag, mit ihrer Milch.

Rudolph trat näher hinzu, hob das in feine Wäsche gehüllte Kind, welches ein Mädchen war, vom Boden auf, und trug es mit sich die Alpe herab in seine Hütte, wobei die Ziege, hüpfend vor Freude, ihm nachfolgte.

Er gab seiner kleinen Pflegetochter den Namen Hedwig, und sorgte für die Erziehung derselben wie ein zärtlicher Vater.

In der ganzen Umgegend wurde Hedwig für Rudolphs Kind gehalten, da er vorgab, sein Weib sei gestorben und habe ihm dieß einzige Kind, als Frucht ihrer zärtlichen Liebe, hinterlassen.

Hedwig wuchs unter Rudolphs sorgsamer Pflege immer mehr heran. Schon hatte sie ihr sechzehntes Jahr, und mit demselben einen hohen Grad von Schönheit erreicht. Schlank wie eine Pappel, war ihr Wuchs, ihr Auge feurig, rosig der liebliche Mund, welcher

gleich einer Rosenknospe, die eben aufbrechen will, einen Wonnehimmel in sich verschloß. Ihr Lilienbusen wogte unter seiner Umhüllung, und ihre langen goldenen Flechten flossen über denselben hinab; der schön gerundete Arm, die wohlgeformte Hand und der niedlichste Fuß vollendeten in ihr ein Meisterwerk der Schöpfung.

Aber nicht minder schön war ihre Seele. Bei fremdem Unglück war sie theilnehmend, und die sanfte Unschuld, welche über ihr ganzes Wesen ausgebreitet lag und die bei allen ihren Handlungen im schönsten Lichte sich zeigte, war zum Entzücken.

Ausser ihrem Vater sah sie höchstens einen Landmann oder Hirten, die damals noch fest auf Tugend hielten.

Rudolph hatte keine Mühe gespart, ihr die Menschen in keinem zu gutem Lichte vorzustellen, denn auch ihm war es früher nicht zum Besten gegangen, und daher entstand in seiner Brust, so zu sagen, eine Art von Menschenhaß.

Plötzlich wurde Rudolph von einer Krankheit befallen, und trotz der Sorgfalt und unermüdeten Pflege Hedwigs, wurde er von Tag zu Tag schlechter. Ach! nur zu bald fühl-

te er sein Ende herannahen. Er reichte Hedwig seine zitternde Hand und wandte sich mit folgenden Worten an sie:

„Ich fühle es nur zu sehr, daß sich meine Seele bald von dem Körper trennen wird. Die wenigen Augenblicke, die ich noch zu leben habe, will ich dazu anwenden, Dir ein Geheimniß zu entdecken, welches einst von großem Nutzen für Dich seyn kann. Du bist nicht meine Tochter; Du stammst, nach der Feinheit Deiner Wäsche zu urtheilen, aus einem vornehmen Geschlechte. Auf jener Alpe, wo wir gewöhnlich unsere Heerde weideten, habe ich Dich gefunden. Meine Tochter, noch gebrauche ich diesen Ausdruck, denn es ist Balsam in meiner Todesstunde, mich mit diesem süßen Wahne zu täuschen; o versprechen mir: Nie diesen Ort des Friedens zu verlassen. Glaube mir, Hedwig! sollte Deine Geburt einst noch an den Tag kommen, so wird nur hier das Geheimniß enthüllt werden können.“

Hier schwieg Rudolph, und sank, erschöpft durch diese lange Rede, auf sein Lager zurück. Hedwig gelobte es ihm unter tausend Thränen; sie wich nicht von seinem Lager, bis der

Abend sich herabsenkte, und mit ihm Rudolphs Augen auf immer sich schlossen.

Stumm vor Schmerz stürzte Hedwig aus der Hütte. Schon blickte der Abendstern friedlich über die Alpen herab, als das trostlose Mädchen niederknieete, die Hände rang und tausendmal den Namen ihres Pflegevaters ausrief. In dieser Stellung fanden sie einige Hirten, fragten theilnehmend nach der Ursache ihres Schmerzens und vernahmen zu ihrem nicht geringen Leidwesen den Tod des alten Hirten. Sie trösteten, so gut sie es vermochten, das arme Mädchen, und gruben am folgenden Tage in der Nähe der Hütte ein Grab, in welches Rudolph gelegt wurde.

Täglich betete nun Hedwig an dem Grabe ihres Vaters und schmückte dasselbe mit freundlichen Alpenröschen. Täglich wurde ihr Schmerz milder und löste sich endlich in eine sanfte Schwermuth auf.

Hedwig führte seit dem Tode ihres Vaters ein einsames Leben. Täglich ging sie mit der Heerde wie ehedem auf die Alpe und besorgte ihr kleines Haushalten.

Es war ein herrlicher Morgen. Tausend

Wohlgerüche dufteten die Kräuter der Alpen; majestätisch war die Sonne über den weißen Greisenhäuptern der Berge emporgestiegen und vor ihren erwärmenden Strahlen schloß sich der Kelch jeder Blume auf. Hedwig hatte bis heute noch nicht den geringsten Wunsch geäussert, das Thal, welches ihre Wiege gewesen war, zu verlassen. Gerade heute erwachte in ihr der Gedanke, die Alpe etwas emporzuklimmen, um die jenseitige Gegend näher betrachten zu können.

Der Wunsch eines siebenzehnjährigen Mädchens, den es in Erfüllung bringen kann, wird gewiß ausgeführt. Dieß war auch hier der Fall. Hedwig klomm so hoch als sie es vermochte, und richtete dann den Blick nach jener Gegend hin, die ihr bis jetzt noch unbekannt geblieben war.

Gott, wie staunte sie nicht, als ein prächtiges Ritterschloß kaum eine Stunde weit von ihr entfernt dalag, und nahe daran ein niedliches Dorf ihren Blicken sich zeigte!

Lange staunte sie die leuchtenden Kuppeln der stark befestigten Burg, die ungeheuern Mauern und ihre Umgebungen an. Dann aber

ging sie tiefsinnig wieder zu ihrer Heerde zurück.

Die neu gesehenen Gegenstände erregten in ihr den Wunsch, dieselben näher kennen zu lernen, das ihrem Vater gegebene Versprechen hielt sie aber davon zurück. Doch diesem Wunsche konnte sie unmöglich entsagen, dann und wann die schöne Ansicht zu genießen.

Kaum hatte sie am nächsten Morgen ihre Heerde in's Freie getrieben, so stieg sie wieder den Berg hinan. Gott! wie erschrack sie nicht, als ein Ritter in einem leichten Jagdanzuge gerade von dem Walde her auf den Ort zukam, wo Hedwig sich befand. Anfangs wollte sie sich entfernen, doch konnte sie nicht satt werden, den schönen Jüngling, der immer näher kam und jetzt anfing den Berg zu ersteigen, zu betrachten.

Seine Gestalt war schlank und kräftig, sein Antlitz heiter und edel; sein schwarzes Haar floß in langen Locken über das aufgeschlitzte Jägerwams hinab; sein feuriges Auge blitzte kühn in die Welt hinein; auf seinem blausammtenen Barett wogten Straussenfedern, und die hohen Lederstiefeln zierten die Sporne der Ritterschaft.

Er war nun nahe genug, um Hedwig zu erkennen. Jetzt wollte das Mädchen seinen Blicken entfliehen, aber der Jäger war nicht minder schnell, und erreichte sie in kurzer Zeit.

„Warum flieht Ihr vor mir, schöne Unbekannte?“ hob er jetzt an; „haltet Ihr einen Ritter für so unedel, Euch Schaden zuzufügen?“

Hedwig hatte die Augen niedergeschlagen. Sie vermochte nicht, dem schönen Jüngling sogleich zu antworten; doch fühlte sie selbst, daß sie unrecht hatte, zu fliehen, und stammelte nach einiger Zeit eine verworrene Entschuldigung.

„Fürchtet Euch nicht,“ fuhr er weiter fort, „ich nenne mich Richard, bin ein naher Verwandter der Edeldame, welche dort im Thale jenes Schloß bewohnt, und lebe dort mit ihrem Bruder Albrecht, dem die Burgvogtei übergeben ist. Erlaubt mir, Euer Ritter zu seyn, und gebt mir einen frischen Trunk, da ich heute schon lange auf der Jagd umherzog, ohne eine Quelle zu entdecken.“

Hedwig führte ihn auf den Platz, wo ihre Heerde weidete, und reichte ihm dort ihren

Milchkrug. Nachdem sich der junge Ritter erfrischt hatte, entfernte er sich auch nicht eher, bis Hedwig ihm erlaubt hatte, sie öfters besuchen zu dürfen.

Das Bild des schönen Jünglings kam nicht aus ihren Gedanken und verursachte ihr die erste schlaflose Nacht, an der die erwachende Liebe schuld war.

Kaum hatte das erste Rosenroth des Morgens das Thal beleuchtet, so stieg auch Richard schon wieder den Berg hinan, um seine schöne Hirtin zu besuchen.

Er traf sie auch auf dem gewöhnlichen Weideplatz, setzte sich zu ihr auf das Gras, und unterhielt das liebenswürdige Mädchen von den Schönheiten des Schlosses, das sie von Weitem schon gesehen hatte, gegen diese Einsamkeit. Dann entfernte er sich wieder, mit einer Feldblume geschmückt, die er Hedwig entwendet hatte.

O ihr glücklichen Tage der ersten Liebe, wie schnell seid ihr dahin! O selige Zeit, die nur einmal im Leben erscheint, wie schnell entfliehst Du, und läßt nur einen dämmernden Schein zurück, der den Greis bis zum Grabe geleitet!

Täglich besuchte nun Richard das schöne Mädchen; die reinste, die zärtlichste Liebe umschlang Beide mit ihren Rosenketten. Oft wenn schon der Abendstern über die Alpen freundlich herabblickte, war der Ritter noch bei seiner geliebten Hedwig, und nicht ein einziger unreiner Gedanke störte das Glück, welches über sie ausgebreitet war. Wir wollen sie jetzt einige Zeit ihren seligen Gefühlen überlassen, und auf das Schloß der Edeldame einen Blick werfen.

Hohenstauf nannte sich das feste, alterthümliche Gebäude, das schon seit undenklichen Zeiten von dem edlen Geschlechte der Hohenstauf bewohnt wurde. Eine lange Reihe von Jahren hindurch zeichneten sich die Bewohner dieser Burg durch edle Thaten aus. Ihr Panner flatterte vor Nicea und in dem Befreiungskriege, der die Schweiz den Fesseln der Sklaverei entzog. Albert von Hohenstauf, der im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts dieses Schloß bewohnte, verehlichte sich mit Maria von Hochkirchen (der Edeldame, die jetzt das Schloß besaß). In einer glücklichen Ehe verflossen dem edlen Paare einige Jahre. Den

Himmel ihres Glückes hatte noch keine Wolke getrübt, als plötzlich Albert mit einem seiner Nachbarn einen Streit bekam, der bis auf eine blutige Fehde getrieben wurde. Einige Gefechte waren schon in dem nahe an Hohenstauf grenzenden Thale vor sich gegangen, und Albert mußte der Uebermacht weichen und sich in seine Burg zurückziehen. Der Feind umringte sie und schnitt jeden Weg ab, auf dem man sich vielleicht noch Hilfe hätte verschaffen können.

Zu eben der Zeit, da Hohenstauf so hart bedrängt war, wurde Maria von einer Tochter entbunden, welcher der Name Bertha in der Taufe beigelegt wurde.

Noch hielten sich die Belagerten einige Zeit ruhig, als plötzlich Mariens Bruder, Albrecht von Hochkirchen, wie aus der Erde gezaubert, unter den Feinden mit seinen Knechten wüthete. Auch Albert ließ jetzt die Thore der Burg öffnen, und stürmte mit seinem Gefolge den Berg hinab, um dem Hochkircher die Arbeit zu erleichtern und auch Antheil an dem gewissen Siege zu haben.

Bald neigte sich der Sieg auf die Seite

Alberts von Hohenstauf, aber ach! mit seinem Tode hatte er denselben erkauft.

Auf den Lanzen von vier Knechten wurde Albert auf sein Schloß getragen; eine tiefe Wunde in die Seite, hatte ihn den Tod bereitet.

Verzweiflungsvoll fiel Maria über die Leiche ihres edlen Gatten her, welcher, der Letzte seines Stammes, mit sich den glänzenden Triumph seiner Väter in die Grube trug.

Ob er im offenen Kampfe gefallen oder meuchelmörderisch ermordet worden sei, war noch eine große Frage, denn einer der Knechte sagte zwar in Geheim, doch so, daß man es bemerken konnte, er selbst sei Zeuge gewesen, wie der Edle von Hohenstauf von einem Knechte Albrechts durchbohrt würde.

Diese Reden konnte er aber nicht lange führen, denn schon am andern Morgen suchte man den Knecht vergebens im ganzen Schlosse, und nie ist er seitdem wieder erschienen.

Albrecht war auf Hohenstauf eingezogen, und wohnte dem Leichenbegängniß seines Schwagers bei, welches mit der größten Feierlichkeit vollzogen wurde. Die Wittwe, in den langen Trauerflor gehüllt, folgte der mit Schilden und

Siegestrophäen übersäeten Bahre nach. Ihr einzig geliebtes Kind wurde einstweilen einer Wärterin im Schlosse zur Aufsicht übergeben, auf deren Sorgfalt und fast mütterliche Pflege sich Maria verlassen konnte.

Als das Traueramt zu Ende und der Zug wieder auf Hohenstauf angelangt war, Gott! welch ein neuer Schlag erwartete nicht da die edle Ritterdame! Bertha, ihr geliebtes Kind, der letzte Trost in ihrem tiefen Schmerze, war sammt ihrer Wärterin verschwunden. Albrecht, der, als Bruder der Wittwe, sich zum Oberherrn der Hohenstaufischen Besitzungen aufwarf, und sie seiner Schwester zu verwalten versprach, sandte wohl Knechte nach allen Seiten aus, das Kind und dessen Wärterin auszuspähen; doch vergebens! keine Spur war von den Verschwundenen zu entdecken, und Maria war ihrem Schmerze, ohne Hoffnung ihr Kind je wieder aufzufinden, überlassen.

Schon waren zehn Jahre verflossen, in denen sich Albrecht so ziemlich zum vollkommenen Herrn von Hohenstauf eingenistet hatte, als Richards Vater plötzlich verschied. Richard, den wir schon von Hedwig aus kennen

nen und auf den Alpen angetroffen haben, trat damals in sein sechzehntes Jahr, und da er ein naher Verwandter der Hochkircher war, so nahm ihn Albrecht zu sich auf Hohenstauf, um ihn noch ferner in der Ritterschaft auszubilden. Nach Verlauf von sechs Jahren ward er zum Ritter geschlagen, und nicht lange nachher war es, daß er Hedwig fand.

Jetzt war bei Richard die Zeit herangerückt, in der er seine ritterliche Fahrt antreten mußte. Er ging noch einmal auf die Alpe, auf welcher seit einem Jahre das Glück seines Lebens sich aufhielt.

An der Seite seiner geliebten Hedwig wandelnd, entdeckte er ihr das traurige Geschick, daß er sie nun verlassen müßte. Sie zerfloß bei dieser Nachricht in Thränen, und indem sie dem Ritter ihre Busenschleife überreichte, sprach sie leise die Worte: „Liebe, Treue, Wiedersehen!“ Richard schloß sie noch einmal in seine Arme. „Deiner würdig oder nie sehe ich Dich wieder!“ rief er leidenschaftlich, und schneller als der Gemsenjäger, der dem Wild über die Klippen folgt, flog er, nach einer stürmischen Umarmung, über die Alpe hin,

und war bald vor Hedwigs Augen entschwunden.

Auf Hohenstauf erwartete ihn sein Renner; er schwang sich auf, nachdem er Abschied von der Burgfrau und Albrecht genommen hatte, und indem er seine glänzenden Sporen in dessen Lenden drückte, sprengte er, nur von einem Knappen begleitet, unter den Segenswünschen der Zurückgebliebenen, von dannen. —

Nicht weit von dem Schlosse Hohenstauf erhob sich eine alte Burg, auf welcher Ritter Andreas von Sternberg mit seiner einzigen Tochter Kunigunda hauste. Andreas war schon in früherer Zeit mit Albrecht von Hochkirchen auf freundschaftlichem Fuße gestanden, und Albrecht hatte keinen geringen Schutz, als er nämlich noch nicht so mächtig war, an ihm.

Kaum hatte der Mond seit Richards Abreise einmal gewechselt, als Albrecht sich sein Roß vorführen ließ, und, wie gewöhnlich, einen Ritt nach Sternberg machte.

Der alte Andreas nahm ihn mit der gewöhnlichen Freimüthigkeit auf, die er ihm immer, als einem alten Freunde, bezeigte, und seine Tochter Kunigunda kredenzte ihm, wie

allemal, im Ehrenpokal des Hauses den schäumenden Wein.

„Ich habe heute ein Paar Worte im Vertrauen mit Euch zu reden," hob Albrecht an, und nachdem sich Kunigunda auf einen Wink ihres Vaters entfernt hatte, fuhr er fort:

„Ihr wißt, daß Richard, mein Pflegesohn, einst der Erbe der Hohenstaufischen und Hochkirchischen Besitzungen wird. Gegenwärtig hat er seine Reise angetreten, um sich in der edlen Ritterschaft vollkommen auszubilden. Ich habe längst schon einen Plan ausgedacht, den ich Euch jetzt mittheilen will. Eure Tochter ist nun in das Jungfrauenalter getreten, wo man für ihr künftiges Schicksal schon sorgen darf. Glaubt Ihr nicht, daß sie und Richard ein schönes Paar ausmachen könnten? Und unsere alte Freundschaft würde dadurch nur noch fester verknüpft werden."

„Dieser Gedanke ist mir aus meiner Seele genommen," entgegnete Andreas. „Längst schon dachte ich im Stillen an eine Verbindung mit Eurem Hause, und da mir Richard als ein edler Jüngling bekannt ist, so würde ich keinen Anstand nehmen, ihm meine Tochter zu

geben. Auch glaube ich sicher, daß Kunigunda dem schönen Jüngling keinen Korb geben wird. Wir wollen also den Bund, den wir heute im Stillen geschlossen haben, mit einem tüchtigen Humpen Wein besiegeln; doch vor Richards Zurückkunft soll meine Tochter noch nicht erfahren, was wir beschlossen haben."

Kunigunda wurde wieder hereingerufen, und bald glänzte Ruhe und Freude auf dem Antlitze beider Ritter.

Kunigunda hatte so eben ihren sechzehnten Frühling erlebt, und mit ihm einen solchen Grad von Schönheit erreicht, daß sie nicht leicht ihres Gleichen fand.

Ihre jungfräuliche Brust war schon längst von den Flammen einer reinen Liebe entzündet. Sie liebte Egbert, einen Knappen ihres Vaters, der schon von seiner frühesten Kindheit an im Schlosse aufgezogen wurde, und so hatte sich nach und nach eine Leidenschaft in Beider Herzen entflammt, die sich nicht durch die Hindernisse der Verschiedenheit ihrer Geburt abschrecken ließ, und immer heftiger wurde.

Wenn Egbert im Schloßhofe ein wildes Roß tummelte, oder sich sonst einer Gefahr

aussetzte, wie zitterte da nicht Kunigunde! Und wie freudig pochte ihr Herz, wenn diese gefährlichen Uebungen vorüber waren, und ihr Vater dem jungen Knappen seinen Beifall zollte.

Aber noch mehr Entzücken fühlte sie, wenn ein günstiger Augenblick sich zeigte, in dem sie sich einige vertraute Worte zuflistern konnten.

Aber ach! wenn sie den Blick in die Zukunft warfen, wie trübe erschien solche ihnen nicht! welche ungeheuren Hindernisse waren nicht zu übersteigen, wenn sie sich je vereinigen wollten! Egbert mußte sich entweder bis zum Ritter aufschwingen, oder seiner Geliebten entsagen.

Es war die Zeit herangekommen, in der Egbert das Schloß seines Erziehers verlassen, und bei einem fahrenden Ritter Dienste suchen mußte, erstens: um die Welt zu sehen, zweitens: sich in der edlen Kunst, die Waffen zu führen, immer mehr auszubilden.

Wie schmerzlich fiel es ihm nicht, sich von seiner geliebten Kunigunda zu trennen! Noch einmal hatte er Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen, und von ihr Abschied zu nehmen. Unverbrüchliche Treue schworen sie sich gegenseitig, und indem Egbert noch einen brennen-

den Kuß auf ihre Lippen drückte, riß er sich aus ihren Armen los, und ehe es Kunigunda noch dachte, hatte er schon den Burgfrieden des Schlosses verlassen.

Richard hatte unterdessen mit seinem Knappen schon einige Tagreisen zurückgelegt. Da kamen sie eines Tages an ein ziemlich altes Schloß, in dem sie ihre Herberge aufzuschlagen gedachten. Richards Knappe stieß deßhalb in sein Horn, daß sein Ton weit in den Wald hin erschallte. Knarrend rasselte auf diesen Ruf die Zugbrücke nieder, und ein weites Thor mit eröffneten eisernen Flügeln zeigte sich den Wanderern.

Ihre Rosse wurden ihnen im Burghofe von den Knappen abgenommen, und nachdem Richard sein Wappen aufgezeigt hatte, wurde er in den Schloßsaal geführt, wo ihn der Herr des Hauses bewillkommte und einem andern fremden Ritter, der kurz vorher angekommen, vorstellte. Der Fremde war ein Graf aus Böhmen, und unterhielt sich mit Richard über die verschiedenen Fechtarten, Gebräuche und alten Heldenthaten seines Vaterlandes.

Nachdem beide Ritter mit dem Herrn des Schlosses weidlich gegessen und getrunken hatten, wurden sie, nebst ihren Knappen, zur Ruhe geleitet. Richard wurde in ein entferntes Thurmzimmer des Schlosses gebracht, wo eine wohl gepolsterte Bärenhaut, reich mit Goldfranzen geziert, seiner harrte.

Schon war er entschlummert, als er plötzlich durch ein verworrenes Geräusch im jenseitigen Theil des Schlosses, wohin man den Grafen geführt hatte, aufgeweckt wurde. Er trat an das offene Fenster, und erkannte bei dem falben Schein des Mondes, ein unkenntliches Gewühl in dem Zimmer des Fremden. Bald öffnete sich eine Thüre, welche auf die Freiung des Schlosses führte; mehrere Knechte schleppten einen blutigen Leichnam heraus, und verschwanden bald mit demselben hinter den Wällen.

„Ha, was war das!" rief der Ritter, indem er sein Schwert ergriff und auf die Thüre zueilte. Aber bald bedachte er, daß es tollkühn und ohne Nutzen wäre, jetzt Lärm zu machen, da er ja doch in der Gewalt des Burgherrn wäre, und der Gemordete doch nimmer zum Leben gelangen könne. Er trat also wie-

der an das Fenster, um seine Beobachtungen fortzusetzen; doch ließ er sich vorher von seinem Knappen, der bei ihm im Zimmer war, wappnen, und bald stellte sich eine neue, nicht minder auffallende Scene seinen Blicken dar. Der Knappe des Fremden erschien an der nämlichen Stelle, an welcher vorhin die Knechte mit dem Gemordeten erschienen waren. Er sah sich überall scheu um, richtete dann seinen Weg gegen die Schloßmauer, und indem er sich mit den Händen an dieselbe hing, ließ er sich in den Graben hinab. Bald sah ihn auch Richard wieder an der jenseitigen Mauer emporklimmen, und ehe er es noch dachte, war er in der vom Monde hell beschienenen Landschaft verschwunden.

Welche fürchterliche Nacht hatte nicht Richard mit seinem Knechte! Mußte er nicht jeden Augenblick erwarten, gleich dem Grafen ermordet zu werden? Doch es blieb Alles ruhig, und schon hatte die helle Leuchte des Tages die dunklen Schatten der Nacht, aber nicht die schwarzen Mordbilder aus Richards Seele verscheucht. Er ging jetzt, ohne seine Verlegenheit merken zu lassen, in den Schloßsaal,

wo ihn der Herr des Hauses schon erwartete und ihm den Morgenimbiß reichen ließ.

Trotz der Gefahr, die noch vorhanden war, konnte sich Richard doch nicht enthalten, bei dem Herrn der Burg nach dem Fremden zu fragen, mit dem er sich am vorigen Abend so lange unterhalten hatte.

„Er ist heute, ehe die Sonne noch aufging, schon mit seinem Knechte abgereist," entgegnete der Schloßbesitzer, indem sich sein Antlitz sichtlich verfinsterte.

Richard dankte für die gastfreundschaftliche Aufnahme, indem er seinen Zorn und sein Gefühl, den fremden Grafen zu rächen, verbiß, schwang sich mit seinem Knechte auf die, im Schloßhofe bereitstehenden Rosse, und jagte zum offenen Burgthore hinaus.

Kaum waren sie eine Stunde von dem Schlosse entfernt, das sich Richard, so bald es ihm möglich wäre, zu zerstören vornahm, so sahen sie zu ihrem größten Erstaunen den Knappen des ermordeten Grafen aus einem Gebüsche auf sie zueilen.

„Ertheilt mir Eure Hilfe, edler Herr," so redete er unsern Ritter an, „und dankt es

dem Himmel, der Euch aus dem Raubnest errettete, in welchem ich Euch gestern Abend sah, und wo mein edler Herr, Graf Walther von Breiteneck, verblutete, daß dieser gerächt werden kann."

"Was ich vermag," entgegnete Richard, "will ich dazu beitragen."

"O, dann wird mein Wunsch bald in Erfüllung gehen! Wißt, ich nenne mich Egbert, und diente auf dem Schlosse Sternberg als Knappe. Von da zog ich fort, und Graf Walther von Breiteneck nahm mich als seinen Knappen an. Ich begleitete ihn auf seiner Reise mit all' der Liebe, die einem treuen Diener zusteht. Als wir gestern in die Gegend des Euch nun bekannten Schlosses kamen, befahl mir der Graf, ich sollte den Burgherrn um eine Nachtherberge ersuchen. Ich that es, und unser Gesuch wurde uns sogleich bewilligt. Unser Wirth war sehr zuvorkommend, nur als mein Herr seinen Namen nannte und sagte, daß er aus Böhmen stamme, verfinsterte sich sein Antlitz; doch indem er sich schnell wieder faßte, fragte er nach dem Geschlechtsnamen, den die Mutter meines Herrn geführt hätte."

„Sie nannte sich Emma von Rheinstein,“ entgegnete Graf Walther. Die Unterredung würde wohl noch einige Zeit gedauert haben, wenn Ihr nicht dazu gekommen wäret; aber dadurch wurden sie Beide von dem Gespräch abgebracht und die Unterhaltung auf eine andere Seite gelenkt.“

„Ich mußte nun das Zimmer verlassen, um nach unsern Rossen zu sehen; doch ahndete mir schon nichts Gutes aus dem ganzen Benehmen des Burgbesitzers, und ich beschloß, ein wachsames Auge zu haben und meinen Herrn zu warnen, nicht zu viel auf die heutige Gastfreundschaft zu bauen. Aber dafür wurde weislich gesorgt; ein Knappe brachte mir den Befehl, ich sollte die Nacht über bei den Rossen bleiben, und morgen mit Tagesanbruch satteln.“

„So sonderbar mir dieser Befehl schien, denn mein Herr hatte mich bis jetzt noch nicht so geringschätzig behandelt und mir seine Befehle immer selbst gegeben, so beschloß ich doch seinen Willen zu erfüllen.“

„Kaum aber war Alles im Schlosse zur Ruhe gegangen, als ich die Stallung verließ; eine geheime Angst, die ich nicht zu deuten wußte,

trieb mich in's Freie. Gott! was erblickte ich! Die Leiche meines gemordeten Herrn! — Was sollte ich nun anders thun, als entfliehen? Es gelang mir glücklich. Jetzt seht Ihr mich entschlossen, nach Böhmen zu ziehen und dort Walthers Vater, der noch lebt, die Ermordung seines Sohnes zu hinterbringen."

„Und ich will Dich begleiten, treuer Knappe!" rief Richard aus, „bald soll diese Burg in Flammen aufgehen, und in einen Schutthaufen verwandelt werden!"

Egbert freute sich nicht wenig, daß Richard auch mit nach Böhmen ziehen wollte. Auf dem Wege dahin lernte Richard immer mehr den edlen Charakter des Knappen kennen. Dieser entdeckte ihm endlich auch seine Liebe zu Kunigunda, und Richard wünschte nichts sehnlicher, als daß er den Ritterschlag erlangen möchte.

Als sie endlich in dem, vom Vater des unglücklichen Walters bewohnten Schlosse anlangten, hinterbrachte Egbert demselben die erschütternde Botschaft von dem traurigen Ende seines Sohnes. Tiefer Schmerz durchwühlte im ersten Momente die Brust des bebenden

Alten; aber bald ermannte er sich wieder. Blutige Rache schwor er dem Mörder seines Walthers, und mit ihm schworen Richard und Egbert.

Als sich die Reisenden mit einem vollen Humpen erquickt hatten, sprach der Greis mit fester Stimme: „Ich will Euch die Ursache sagen, die Konrad von Wolffels, so nennt sich der Schändliche, der mich kinderlos gemacht hat, zu dem gräßlichen Entschluß bewog, meinen Sohn zu morden.“

„Konrad von Wolffels und Emma von Rheinstein waren schon von zarter Jugend an für einander bestimmt. Aber so wenig die Taube dem Geier gleicht, so wenig glich Emma dem Wolffelser. Nur der feste Wille ihres Vaters, und da sie noch nie die wahre Liebe kannte, konnte sie zu dem Entschluß bewegen, Konrad ihre Hand zu versprechen. Noch war sie aber zu jung, da sie erst vierzehn Sommer zählte, und der Wolffelser beschloß, noch eine Reise zu unternehmen und erst bei seiner Zurückkunft seine Hochzeit zu feiern.“

„Während der Zeit nun, da er auf Tha-

ten umherzog, kam ich in die Gegend, wo Emma mit ihrem Vater hauste. Ich sah das himmlische Mädchen. Zum ersten Mal in meinem Leben pochte mein Herz lauter unter dem Panzer, und auch Emma fühlte ein ihr unbekanntes Gefühl. Wir wurden während der Abendtafel immer vertrauter. Wider meinen Plan blieb ich noch einige Tage auf Rheinstein, und entdeckte Emma meine heftige Leidenschaft. Auch sie verschwieg mir ihr Gefühl nicht."

„An meine Brust gesunken, entdeckte sie mir mit Thränen ihr früheres Versprechen. Ich kannte diesen Ritter, ich konnte mir daher das traurige Loos denken, welches sie als seine Gattin erwartete, und beschloß, sie zu retten, und als mein Weib nach Breiteneck zu bringen. Bald brachte ich meinen Plan zur Ausführung, und hinter Breitenecks festen Mauern lachte ich nur Konrads Wuth, der mir Tod und Verderben schwor, als er bei seiner Zurückkunft Emma's Entführung vernahm, und mich als den Thäter derselben wußte."

„Nach Verlauf von zwei Jahren beschenkte mich meine geliebte Gattin mit einem männlichen Erben. Ich lernte ihm selbst die edle

Ritterschaft, und sandte ihn, nachdem ich ihm den Ritterschlag gegeben, in die Welt, um Abenteuer aufzusuchen."

„Gott! welch ein unglücklicher Weg war es, der ihn in Konrads Klauen führte, da sich der Schändliche an seinem unschuldigen Blute rächte. Aber er soll mir's büßen!" Hier endigte er.

Nach Verlauf von acht Tagen hatte der Breitenecker die Zurüstungen zur Fehde getroffen; sein entfaltetes Panner wehte kühn in den Lüften, und unter demselben hatten sich, wie unter den Fittichen der brütenden Taube, seine Vasallen versammelt. „Rache" war ihr Losungswort.

Wie in den heißen Tagen des Sommers ein Bienenschwarm, um seine Königin versammelt, auszieht, so zog der kriegerische Haufe gen Wolffels, und ehe es Konrad sich dachte, war seine Veste umrungen. Verzweiflungsvoll wehrte er sich, aber vergebens, denn der Zorn der Belagerer überstieg alle Grenzen. Er wurde bezwungen, der rothe Hahn breitete sein vernichtendes Gefieder über Wolffels aus,

und Konrad sank, von Egberts Streitkolben getroffen, leblos zu Boden.

Richard hatte während des Gefechts nicht geringe Thaten vollbracht, aber diejenigen, welche Egbert verübte, übertrafen bei Weitem dieselben.

Auf dem noch dampfenden Schutthaufen von Wolffels, im Angesicht seiner Vasallen, schlug der Breitenecker den jungen Egbert zum Ritter.

„Ich habe keinen Sohn mehr," hob er an, „Du hast den meinigen als ein treuer Knappe gedient, und Dir seine Liebe erworben. Sei Du sein Nachfolger in meinem Herzen und einst der Erbe von Breiteneck; von heute an führe seinen Namen und siegle mit meinem Wappen."

Richard nahm jetzt Abschied von dem Breitenecker und dem beglückten Egbert, um auf neue Thaten auszuziehen.

Nachdem Egbert mit seinem neuen Vater auf der Burg angekommen war, entdeckte er ihm seine Liebe zu Kunigunden, und zog dann mit seiner Bewilligung nach dem

Schlosse

Schlosse Sternberg, wo er bei dem alten Andreas um die Hand seiner Tochter anhielt.

Gott! wie staunte er nicht, als er eine abschlägige Antwort erhielt, mit dem Bemerken, daß Kunigunda schon versprochen sei.

Vergebens bat er Andreas, ihn und seine Tochter nicht zeitlebens unglücklich zu machen; vergebens bezeugte er ihm, daß Richard Kunigunden nicht liebe. Andreas hielt den Vertrag, den er mit Albrecht geschlossen hatte, für unumstößlich, und der unglückliche Egbert mußte unverrichteter Sache wieder abziehen, doch schwor er und Kunigunda sich nochmals ewige Treue und Liebe.

Richard kehrte nach Verlauf von einem Jahre mit seinem Knappen nach Hohenstauf zurück. Sein erster Gedanke war seine geliebte Hedwig. Er fand sie auf dem gewöhnlichen Platze, wo er die seligsten Tage seines Daseins verlebt hatte.

Ach! wie oft hatte nicht Hedwig seit dem Tage, an welchem Richard das stille Thal verlassen hatte, an ihren geliebten Ritter gedacht! Jetzt war er ihr wiedergegeben, jetzt

konnte sie auf's Neue des stillen Glücks in seinen Umarmungen genießen.

„Himmlische Hedwig!" rief Richard, als sich der erste Freudentaumel des Wiedersehens gelegt hatte, „bald sollst Du nun meine Gattin werden. Oeffentlich will ich Dich in Kurzem auf Hohenstauf einführen. Albrecht wird nicht zaudern, seine Einwilligung zu meiner Wahl zu geben; denn schmücken Dich gleich nicht Ahnenregister und übergoldete Wappen, bringst Du mir gleich keine Burg zur Mitgift, so überstrahlt doch Deine Tugend, Sanftmuth und Seelengüte alle andern Güter der Welt." Hier schwieg er und drückte noch einen Kuß auf Hedwigs Lippen, dann eilte er mit der frohen Hoffnung fort, sie bald als Gattin zu besitzen. Aber ach! wie täuschte er sich nicht! Kaum war er in's Schloß gekommen, als Ritter Albrecht ihn rufen ließ, und ihm Folgendes eröffnete:

„Richard, seit Deiner Abwesenheit habe ich für Dein zeitliches Wohl gesorgt. Ein Mädchen, geschmückt mit allen Vorzügen ihres Geschlechts, einst die Herrin von Sternberg, soll Deine Gemahlin werden. Ich glaube sicher,

daß Du meine Wahl nicht mißbilligen wirst.“

Gott! wie bebte nicht Richard bei diesen Worten!

„Kunigunda von Sternberg ist edel,“ hob er an, nachdem er sich etwas erholt hatte, „aber meine Gemahlin kann sie nimmermehr werden, denn wißt, längst schon liebe ich ein anderes Mädchen!“

Wie der Himmel sich plötzlich nach einem heißen Tage verfinstert und seine flammenden Blitze zuckend umherschleudert, so verfinsterten sich Albrechts Gesichtszüge.

„Und wer ist diese Dirne?“ begann er, „wahrscheinlich eine Fürsten- oder Grafentochter? Doch mag auch das seyn, Kunigundens Vater hat dennoch mein Wort, und ich werde es nicht brechen.“

„Täuscht Euch nicht!“ entgegnete Richard, „weder die Eine, noch die Andere ist es, der ich mein ganzes Herz geweiht habe. Hört und verdammt mich, wenn Ihr könnt, sie ist nichts als eine Hirtin, besitzt nur eine Hütte und eine kleine Heerde, aber bei Gott! ein Herz, das alles Andere aufwiegt.“

„Wie!“ rief Albrecht, indem er mit sei-

nem Schwerte, dessen Scheide mit Erz beschlagen war, in den Boden stampfte, daß eine Marmorplatte des Saales splitterte. „Wie! Du könntest Dein Wappenschild so brandmarken, daß Du eine Hirtin bis zu Deiner Gattin erheben wolltest?“

„Ja!“ erwiederte Richard. „Ihr sollt sie nur sehen und sie kennen lernen, dann werdet Ihr mir beipflichten müssen, daß sie an Reizen sowohl, als andern Vorzügen, jede andere Dirne überstrahlt.“

Albrecht war einige Augenblicke nachdenkend geblieben, dann sagte er plötzlich: „Nun wohlan! bringe mir die junge Rose, und finde ich sie standhaft in einer Probe, so mag sie Deine Gattin werden.“

Ach! mit welchem Entzücken flog Richard den Alpen zu! Welche Gefühle durchwogten sein Innerstes! Endlich hatte er den Ort erreicht, wo er seine geliebte Hedwig antraf, und ihr seine Unterredung mit Albrecht freudig mittheilte. Auch Hedwig war voll Entzücken über diese frohe Botschaft, und von Richard begleitet, ging sie auf die Burg Hohenstauf, woselbst sie von Albrecht mit

allen Zeichen der Achtung empfangen wurde. Er behielt sie einen ganzen Tag auf dem Schlosse, und nachdem er ihren Aufenthalt erfahren hatte, ließ er sie mit der Einladung von dannen, daß sie öfter das Schloß besuchen sollte.

Es hatte sich die friedliche Nacht über das stille Thal gesenkt, welches Hedwig bewohnte. Dunkler wurden die Schatten, stiller und einsamer die Gegend, heilige Ruhe lag über Helvetiens Thälern.

Auf ihrem Lager ruhte Hedwig und genoß jenes ruhigen Schlafes, dessen sich nur die Unschuld erfreut, welcher aber nie das Auge des Bösewichts schließt.

Plötzlich wurde an die Hüttenthüre gepocht; Hedwig wollte dieselbe nicht eröffnen. Ein starker Fußtritt eines Gepanzerten an dieselbe, und sie sprang auf, und vier verhüllte Krieger traten ein.

Der Erste derselben, welcher ihr Anführer zu seyn schien, befahl den Andern, Hedwig in einen Wagen zu bringen, der vor der Hütte hielt. Vergebens war das ängstliche Sträuben der unschuldigen Dirne, vergebens ihr Bitten. Sie wurde einige Stunden Weges in ein al-

tes, verfallenes Schloß, welchem die Einwohner der dortigen Gegend den Namen Kühberg ertheilten, geschleppt. Und als sie sich daselbst mit dem Anführer in einem Gemache allein befand, zog er einen Dolch unter seiner Feldbinde hervor und befahl Hedwig, zu beten, indem jetzt ihre letzte Stunde herannahte, und wenn sie noch etwas zu sagen hätte, so sollte sie es kurz machen, er wolle Alles getreulich besorgen.

Sie sah keinen Ausweg zu ihrer Rettung mehr, und bat ihn deßwegen, ein Geheimniß von ihr anzuhören, das vielleicht größeren Vortheil ihm bringen könnte, als ihr Tod.

Der Anführer wurde bei diesen Worten aufmerksam, und wandte sich gegen Hedwig.

„Rede, Dirne! und stimmen Deine Worte mit einer früheren, mir wohlbekannten Geschichte überein, so soll Dir kein Haar gekrümmt werden.“

Hedwig bekam durch diese Worte neues Leben, ein Hoffnungsstrahl dämmerte in ihrer Seele auf, und sie erzählte dem Räuber ihre frühere Geschichte.

Genau fragte er nach ihrem Alter, und als

Hedwig ihm dasselbe gesagt hatte, sprach er nach einigem Nachdenken:

„Eure Erzählung hat Euch vom Tode befreit, denn wißt, Eure Mutter hat mir sehr viele Wohlthaten erwiesen, sie nennt sich Maria von Hohenstauf. Sagt, wohin ich Euch bringen soll, daß Ihr in Sicherheit seid, denn in jenes Thal dürft Ihr nimmer zurückkehren, da Ritter Albrecht Euch den Tod geschworen hat! Ja staunt nur, Ihr haltet diesen schändlichen Betrüger für einen edlen Ritter, aber ich will ihn Euch näher schildern, und ihn, zu Eurem Frommen, stürzen.“

Da Hedwig keinen Aufenthalt anzugeben wußte, wo sie sicher sei, so brachte sie der Räuber in eine nicht weit von Kühberg entfernte Hütte, wo eine Vertraute von ihm sich aufhielt. Sie bat den Anführer, auch Richard von ihrer jetzigen Lage in Kenntniß zu setzen. Derselbe trug auch kein Bedenken, diesen Wunsch zu gewähren, doch erzählte er ihr noch vorher folgende Begebenheit:

„Schon vor vielen Jahren, als noch der edle Ritter Albert von Hohenstauf lebte, war ich mit Ritter Albrecht von Hochkir-

chen bekannt; er vollbrachte die schändlichsten Thaten, die nur seine schwarze Seele ausbrüten konnte.“

„Als das Schloß Hohenstauf belagert war, zog er seinem Schwager, Eurem Vater, zu Hilfe. Ich hatte den Auftrag, während des Gefechts denselben in die Ewigkeit zu fördern; gelänge mir diese That, so war mir von ihm eine nicht unbedeutende Summe Goldes versprochen. Das viele Gold blendete mich, und während des hitzigsten Gefechtes, sank Ritter Albert, von meinem Schwert durchbohrt, todt zur Erde.“

„Ich erhielt den verhießenen Lohn, doch mußte ich sogleich die Ausführung einer neuen Unthat übernehmen. Ich bekam nämlich den Auftrag, Euch hinwegzuschaffen. Ich suchte mir noch ein Paar Gehülfen aus, und es gelang mir, Euch, jedoch nicht ohne Eure Wärterin, fortzuschaffen. Dieselbe wurde von meinen Gefährten auf das entferntere Schloß Ritter Albrechts gebracht. Ihr solltet aber nicht am Leben bleiben. Diesen Befehl auszuführen, konnte ich mich nicht entschließen, und ich beschloß, Euch auf den Alpen auszusetzen, und

den Fügungen des Himmels Euer ferneres Schicksal zu überlassen.“

„Ich kannte Euern Pflegevater als einen rechtschaffenen Mann, und beschloß, Euch ihm in die Hände zu spielen. Mit vieler Mühe gelang es mir, eine Ziege von seiner Heerde zu erhaschen; ich leitete solche die Alpen höher hinauf, und hielt sie an, Euch zu nähren; am Abend ließ ich sie wieder zurück, und so setzte ich es fort, bis Euer Pflegevater auf den Gedanken kam, der sich alle Morgens entfernenden Ziege, welche ich endlich gewöhnt, selbst zu kommen, nachzufolgen. Mein Zweck war nun erreicht, und Ihr waret gerettet und versorgt.“

„Nun wißt Ihr Euere früheren Schicksale, und könnt nun Eure Ansprüche geltend machen. Was mich betrifft, so will ich Euch treu unterstützen; mein Name ist Siegfried, genannt der Stählerne, und wo Ihr mich zu suchen habt, wißt Ihr nun.“ Er entfernte sich bald darauf, um seinen Auftrag sowohl an Richard auszurichten, als Ritter Albrecht von seiner That Rechenschaft zu ertheilen. Dieser harrte der Ankunft Siegfrieds schon

lange entgegen, um die glückliche Vollführung seines Befehls zu erfahren. Damit Richard das Verschwinden Hedwigs nicht so schnell erfahren sollte, hatte er ihn mit weitläuftigen Aufträgen auf die entferntesten Besitzungen gesandt.

Kaum war Richard aus der Burg weggeritten, so traf Siegfried ein, und Ritter Albrecht ließ ihn sogleich in sein Schlafgemach kommen, wo folgendes Gespräch entstand:

Siegfried. Hedwig ist aus ihrer Hütte diese Nacht fortgeführt worden, und nach Eurem Befehl für diese Welt verschwunden.

Albrecht. Also hat sie schon vollendet?

Siegfried. Ich glaube, Ihr kennt mich in dieser Hinsicht, daß bei mir Alles rasch ausgeführt wird.

Albrecht. Hier hast Du Deinen Lohn, ich rechne aber auch auf Deine Verschwiegenheit. — Sollten Dich in Deinen alten Tagen Gewissensbisse foltern, und nur das Geringste über das Geschehene Deinen Lippen entschlüpfen, so rettet Dich nichts von dem schmählichsten Tode, das schwöre ich Dir bei meiner Ritterehre.

Siegfried. Seid ohne Sorgen, edler Ritter, ich weiß, was ich zu thun habe, und schätze mein Leben so gut, als Ihr.

Albrecht. Nun, so gehe jetzt; wenn ich Dich brauche, werde ich Dich schon wieder rufen lassen.

Siegfried entfernte sich darauf, und blieb nur so lange auf Hohenstauf, bis er ausgekundschaftet hatte, wo Richard hingeritten war. Er folgte ihm unverzüglich; als er ihn erreicht hatte, bat er ihn um eine geheime Unterredung, und eröffnete demselben, was mit Hedwig vorgefallen sei, wo sie wäre, und versprach ihm, das Zeugniß vor Gericht zu geben, wenn er ihn in seinen Schutz nehmen wollte.

Richard stand einige Minuten über diese Nachricht wie versteinert, er konnte sich kaum die Möglichkeit einer solchen Begebenheit denken. Da fing plötzlich der Zorn in ihm zu wirken an, alle Nerven zuckten, und er schwor hoch und theuer, blutig diese an seiner Hedwig und deren Vater verübte Unthat zu rächen.

Siegfried besänftigte ihn, so gut er es

vermochte, und gab ihm den Rath, bei dem Gaugrafen der Umgegend Klage zu führen, unterdessen aber Hedwig in Sicherheit zu bringen, damit sie vor fernerer Verfolgung geschützt sei.

Richard machte sich sogleich in Begleitung Siegfrieds auf, holte Hedwig aus der Hütte ab, und brachte sie in ein in der Gegend befindliches Nonnenkloster. Dann verfügte er sich sogleich zum Gaugrafen, um seine Klage gegen Albrecht von Hochkirchen anzubringen.

Ritter Albrecht war nicht wenig erstaunt, als er vor Gericht geladen wurde. Bange Ahndungen erfüllten sein Innerstes, als er von seinem Leibknappen vernahm, daß Siegfried nirgends zu finden wäre. Doch auf sein Ansehen und seine Macht sich stützend, begab er sich mit einem großen Gefolge gewappneter Knechte auf die Burg des Gaugrafen. Er wurde bald darauf in den Saal geführt, wo er die Richter versammelt an einem Tische sitzend, antraf.

Es wurde ihm die Anklage Richards vorgelesen; da fuhr er wild braussend auf, und nannte einen schändlichen Verläumder seinen Ankläger, indem er denselben zu wissen verlangte.

Der

Der Saugraf nannte ihm Ritter Richard von Waldburg.

„Wie! Richard, mein Pflegesohn, ist der Ankläger gegen mich? Ist es möglich, daß ich eine solche Natter im Busen erzogen habe? Wie ist das möglich, daß er mich solcher Unthaten beschuldigen kann! Doch wohlan! ich will ihm Rede stehen, wenn er es vermag, sich mir gegenüber zu stellen.“

Richard, welcher auch zu dieser Verhandlung geladen war, wurde nun gerufen, und bestättigte sein schon Gesagtes in Gegenwart Albrechts auf's Neue.

„Elender! Undankbarer Verläumder!“ rief jetzt Ritter Abrecht. „Du wagst es, mir dieses in's Angesicht zu sagen?“

„Und vor einem heiligen Gottesgericht zu verantworten,“ erwiederte Richard kalt.

„Auch noch so weit kannst Du Dich vergessen? alle empfangenen Wohlthaten und meine väterliche Liebe mit solchem Undank belohnen, und einen Gottesgerichtskampf mit mir kämpfen?“ sagte Albrecht. Seine Gesichtsmuskeln verkündeten in zuckenden Bewegungen den gräßlichen Kampf, der in seinem Innern wüthete.

„Ewiger Schimpf wäre es für mich, Richards Anklage ohne Genugthuung auf mir haften zu lassen. Ja, ein heiliger Gottesgerichtskampf soll veranstaltet werden; ich will es Jedem zeigen, daß ich noch Ritter Albrecht von Hochkirchen bin, und daß es jeder mit dem Tode bezahlen muß, der es wagt, mein Wappen anzutasten, und stehe gegen jeden mir ebenbürtigen Ritter. Aber Richard, als mein Pflegesohn, kann nicht mit mir kämpfen."

Es wurde von den Richtern Richard aufgegeben, einen ebenbürtigen Kämpfer für sich zu stellen, welcher den Kampf mit Albrecht von Hochkirchen auf Tod und Leben beginnen wollte. Ein Zeitraum von vier Wochen ward festgesetzt, wo sich Beklagter und Kläger einzufinden hätten.

Richard erinnerte sich sogleich seines Freundes Egbert von Breiteneck, und beschloß, zu ihm zu reisen, um ihm sein Anliegen mitzutheilen und ihn aufzufordern, den Kampf für ihn zu übernehmen.

Bald hatte er auch das Schloß Breiteneck erreicht. Freundschaftlich wurde er dort aufgenommen, und nachdem er sich, wie es in alten Zeiten Sitte war, gelabt hatte, entdeckte

er Egbert den Zweck seiner Reise, und seine Bitte an ihn, den Gottesgerichtskampf mit Albrecht zu kämpfen.

Egbert nahm die Aufforderung seines Freundes an, denn gleichgültig war ihm sein Leben, da er keine Hoffnung hatte, mit seiner geliebten Kunigunda vereint zu werden. Er theilte Richard seine vergebliche Werbung mit und den erhaltenen Bescheid ihres Vaters, daß sie nicht mehr frei sei.

„Hast Du sonst keinen Kummer, theurer Freund," entgegnete Richard, „so kannst Du ohne die geringste Sorge seyn, ihn nicht gehoben zu sehen, denn wisse, ich war es, der für sie bestimmt war, ich schlug sie aber standhaft aus, indem mich nichts, als der Tod von meiner geliebten Hedwig trennen kann."

Welches Entzücken fühlte nicht Egbert bei diesen Worten! und mit welchen freudigen Empfindungen umarmte er seinen Freund, da er nun auf's Neue die Hoffnung hegen konnte, durch den Beistand Richards, wenn er Sieger in dem bevorstehenden Kampfe seyn würde, zu Kunigundens Besitz zu gelangen.

Egbert bereitete sich zu dem bevorstehen-

den Kampfe vor, und traf Verfügung, was mit seinen, ihm von dem alten Breitenecker hinterlassenen Gütern verfügt werden sollte, wenn er ja in dem Kampfe bliebe.

Egbert und Richard verließen bald die Burg, mit einem ansehnlichen Zug Reisigen. Sie mußten sich beeilen, um noch auf der Burg des Gaugrafen zu rechter Zeit anzukommen. Egbert bewieß seine Turnierfähigkeit, und wurde von dem Ehrengericht zum Kampfe angenommen.

Der darauf folgende Tag war schon zum Kampfe bestimmt. Ein Spalier umschloß den Kampfplatz; auf einer erhöheten Tribune befanden sich die Kampfrichter; vor den Schranken hielten, ganz gepanzert, Albrecht, Richard und Egbert; auf der linken Seite waren die Knechte des Ritters Albrecht von Hochkirchen, und zur rechten die der Ritter Egbert und Richard aufgestellt.

Nachdem die gewöhnlichen Zeremonien beobachtet worden waren, ritten die beiden Kämpfer in die Schranken, und rannten mit eingelegter Lanze gegeneinander. Beide Ritter waren treffliche Kämpfer; die Lanzen zersplit-

terten, und Beide blieben fest auf ihren Streitrossen sitzen. Nun begann der Schwertkampf; furchtbar, schauerlich war dieses anzusehen. Beide waren verwundet, ihr Blut rann über die Harnische herab, und Richard war es bange um seinen Freund Egbert; da raffte sich dieser zusammen, und mit einem furchtbaren Hieb schlug er Albrecht zu Boden.

Besinnungslos ward er vom Kampfplatz getragen, und er hatte nur noch so viel Zeit übrig, dem anwesenden Burgpfaffen seine begangenen Unthaten einzugestehen. Sein prachtliebender Aufwand, den er nicht von dem Ertrage seiner Besitzungen befriedigen konnte, hatte ihn verleitet, seinen Schwager ermorden zu lassen, um sich dann in den Besitz seiner Güter zu setzen.

Hedwig wurde darauf von den Richtern als rechtmäßige Tochter des gemordeten Albert von Hohenstauf anerkannt.

Nachdem sich Egbert etwas von dem Kampfe erholt hatte, und seine erhaltenen Wunden verbunden waren, zogen sie, vereint nach dem Kloster, um Hedwig daraus abzuholen. Ein Ritter wurde von dem Gaugrafen aus dem

Ehrenpericht ernannt, sie mit allen Rechtsform als die Erbin auf Hohenstauf einzusetzen. Der Panner des Gaugerichts, so wie ihres Kämpfen, Egbert von Breiteneck, flatterten dem Zuge voran. Als sie vor dem Kloster angekommen waren, und Hedwig die steinernen Stufen herabkam, knieeten die Ritter nieder, und der Ehren-Herold übergab ihr die briefliche Anerkennung, mit dem Ausrufe: „Die Unschuld siegte, Euer Widersacher, Albrecht von Hochkirchen, ist nicht mehr!“

Da sank Hedwig dankend in Richards Arme, und vereint zogen sie hierauf gen Hohenstauf.

Die Freude der unglücklichen Maria, welche seit dem Tode ihres Gatten in der größten Einsamkeit lebte, war unbeschreiblich, wie sie von dem Daseyn ihrer verloren geglaubten Tochter unterrichtet war, und als Hedwig ihr vorgestellt wurde, breitete sie ihre Arme aus mit dem Ausruf:

„Komm in meine Arme, an mein Herz, meine inniggeliebte Tochter!“

Ein fröhliches Fest war bereitet, um das

Erscheinen ihrer geliebten Tochter würdig zu feiern.

Richard hielt bald um die Hand Hedwigs bei ihrer Mutter an; sie segnete diesen Bund mit Freudenthränen, bat aber ihre geliebten Kinder, daß sie ihre Verbindung erst in einem Jahre feiern sollten, damit die schrecklichen Scenen aus ihren Herzen und Gedanken etwas entschwunden wären.

Egbert erholte sich bald unter der sorgsamen Pflege auf Hohenstauf; er zog darauf mit Richard nach Sternberg, und erhielt auch jetzt die Zusage zur Verbindung mit seiner geliebten Kunigunde.

An einem Tage wurden die zwei glücklichen Paare vereinigt, und ein frohes Leben führten sie in ihrem vereinigten Kreise.

Eine edle Nachkommenschaft erhöhte ihr Glück, und im hohen Alter entschlummerten sie zu einem bessern Leben in dem Kreise ihrer geliebten Kinder.

Im Verlage der Buchhandlung C. H. Zeh in Nürnberg ist so eben erschienen, und durch alle guten Buchhandlungen um den bemerkten Preis zu haben:

Das
Vater Unser
in siebenzehn
neuen poetischen Umschreibungen
der
häuslichen Andacht geweiht
von
D. L. Ch. C. Beyer.
2te Auflage, mit Gebeten zur Weihnacht-Feier und am Neujahr-Morgen verm.
8. geh. mit Goldschnitt 15 kr. od. 4 gr.

Das Gebet, gelehrt von Gottes Sohn, entfaltet in sich eine reiche Fülle, um in jeden bangen Stunden des Lebens Tröstungen zu empfangen. Mögen auch diese Gebete gleiche Kraft in die Brust des darum Betenden entfalten, damit er fester an Gott gebunden, ihm der Seelenfrieden wird.

Uebrigens wird bemerkt, daß diese, nicht früher schon gedruckten geistlichen Gedichte die allgemeine Kirchenzeitung rühmlich gewürdiget hatte. Der sehr wohlfeile Preis dieses geschmackvoll herausgegebenen Büchleins wetteifert mit dem trefflichen Inhalt, und läßt daher nichts zu wünschen übrig, da es zugänglich für jeden Leser ist.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wiedemann, G. C.

Graf Ortur der Grausame Mit einem Kupfer

Nürnberg u.a. 1827

P.o.germ. 1593 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123141-0